

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 13 (1927)
Heft: 52

Anhang: Seminar : Beilage zur "Schweizer Schule" 1927
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1927

III. Jahrgang



Aktiengesellschaft Verlag Otto Walter :: Olten

Inhaltsverzeichnis

- 1901 —
- Eine Leidensheldin. Gedicht von Hedwig Gähmann. Seite 1.
Sport an den Bündner Mittelschulen. Bonifaz Platz. Seite 2.
Einstimmig zur Behandlung des Kantons Glarus. Lektionsstizze von Augustina Graf. Seite 3.
L'école normale d'Hauterive, près Fribourg. Jules Gisler. Seite 5.
From West-Africa to Switzerland. Daniel Mensah. Seite 7.
Gottesgeige. Gedicht von Olga Brand. Seite 9.
Un saluto. Gemma Martignoni. Seite 9.
Churerbrief. Georg Foppa. Seite 11.
Morgenlied der Seminaristin. Gedicht von Hedwig Odermatt. Seite 13.
Vom Alltag im Seminar. Anton Meyer. Seite 13.
In die Ferien. Albert Lüscher. Seite 15.
Junge Lehrerin. Gedicht von Hedwig Odermatt. Seite 16.
Ein Ferienerlebnis. Anton Kaufmann. Seite 16.
Etwas vom Faust. Verena Gluž. Seite 17.
Burgruine Lieli. Josy Furrer. Seite 19.
Pater Placidus à Spescha, ein Schulmann und Sprachforscher der Rätoromanen. Anna Schwarz. Seite 20.
Von fernen Sonnentagen. Klara Theiler. Seite 23.
Crux de cruce. Hedwig Odermatt. Seite 24.
-
- Mitteilungen der Schriftleitung. Seite 8, 12, 16, 24.



Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schwyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Eine Leidensheldin — Sport an den Bündner Mittelschulen — Einstimmung zur Behandlung des Kantons Glarus — L'Ecole normale d'Hauterive, près Fribourg — From West-Africa to Switzerland — Mitteilungen der Schriftleitung —

Eine Leidensheldin

Du scheinst zum Leiden auserkoren,
Margrete, Böhmens Königin! — —
In Prunk und Pracht bist du geboren,
Im Frieden lebstest du dahin;
Dem Hohenstaufen warst vermählt,
Es blüht dein Glück in Haimburgs Schloß.
Doch weh! Dein Glück, es ward gezählet
Vom Schicksal, das sich wild verdroß.

Der Tod entriß dir bald die Lieben,
Du weinst auf der Väter Gut;
Das Unglück wollt' noch mehr dich sieben:
In deinem Land floß Bruderblut.
Es hauste grausiges Verderben
In jener trübsalreichen Zeit.
Und deiner Ahnen stolze Erben — —
Sind sie dem Untergang geweiht?

Doch nein! Du reichst zum Heil der Wunden
Dem düstern Ottokar die Hand.
— Da riesen dir gar bitter Stunden
In deines Gatten Herrscherland.
Heut' seh ich dich im Trauerkleide,
Und Silberschnee durchzieht dein Haar,
Sag an, was tat man dir zuleide?
Ist deines Volks Gerede wahr? —

„Ich sah das Unheil schleichend kommen:
Wo Liebe fehlt, da wohnt kein Glück;
Es tät mir bitter wenig frommen,
Zu trozen herbe dem Geschick.
Den Hof mußt' ich verlassen heute,
Ich ließ zurück mein heilig Recht;
Mein Land, es ist des Königs Beute,
Was kümmert's ihn, ob's gut, ob's schlecht?

Weil ich ihm keine Erben zeugte,
Stieß er mich weg von seinem Thron;
Doch vor dem Kreuz ich still mich beugte,
Denn Gott weiß jedem seinen Lohn. —
Die Buhle trägt das Herrscher-Zeichen,
Den goldgesäfsten Diamant,
Doch fortan wird das Glück dort weichen,
Der Stolze hat's von sich gebannt. —

Nach meiner Heimat zieht's mich wieder,
Nach meinem Jugendlande traut,
Wo blüh'n ich sah den ersten Glieder,
Wo still ich Jugendglück geschaut.
Dort kann ich trauern, darf ich weinen,
Bis mir der Tod das Auge bricht;
Bald wird die Freudenonne scheinen,
Dort — ewig überm Sternenlicht.” —

Die Leidensheldin schweigt stille! —
Ein Windhauch säuselt leis vorbei.
Und sie erkennt des Herren Wille,
Der mächtig spricht: „So komm! — Es sei!”
Die Lebenskräfte fliehn von dannen . . .
Ein letztes, inniges Gebet,
Und all' die Totengeister sannen:
„Die Seele zu dem Schöpfer geht.” — — —

Die Sonne wendet sich zur Neige,
Vergoldet sie dem Aug' entsinkt,
Auf daß noch goldner sie ersteige,
Wann flammend ihr der Morgen windt.
So schwebet von dem Träntale,
Nach leidensvoller Lebensnacht,
Die Heldin auf zum Himmelsaal,
Hinauf, wo die Vergeltung wacht!

Hedwig Gämman, Baldegg.

Sport an den Bündner Mittelschulen

Vor wenigen Dezennien war im Bündnerlande das noch wenig bekannt, was mit dem landläufigen Ausdruck „Sport“ genannt wird. Die Jugend beschäftigte sich in ihrer freien Zeit meist mit alten, volkstümlichen Spielen, die in der Sprache, in der Kasse und in der Scholle unseres Bergvolkes mit jahrhundertlanger Tradition wurzelten. Da kam auf einmal eine mächtige Welle von Norden her: die Sportbewegung, das Kennzeichen der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, die über die ganze Welt hinflutete und bis in die entlegensten Dörfslein unserer Bündner Alpenwelt hineingedrungen ist. Dazu beigetragen hat vor allem der rege Fremdenverkehr, der in unseren, damals weltverlassenen Dörfslein eine bedeutende Umwälzung herbeigeführt hat, und der selbstverständlich nicht ohne Einfluß bleiben konnte auf die Volksseele. Das große, hastende Getriebe der modernen Welt wurde durch den Fremdenverkehr eben auch zum Teil etwas in unsere Täler hineingetragen, und die Folge war, daß die alten angestammten Ueberlieferungen unter der Wucht des Neuen verblaßten. Die schönen Volksspiele, die in unserer Jugend verankert waren, wurden nach und nach verdrängt. An ihre Stelle trat immer mehr der internationale Sport. Unsere Bündnerbuben sahen mit Erstaunen, wie die verschiedensten Arten von Wintersport und Winterlust in ihrer unmittelbaren Nähe ausblühten, und es mußte soweit kommen, daß gerade in unserem Kanton, der — wie wenig andere — ideale Sportgelegenheiten bietet, diese Bewegung auch unter der einheimischen Jugend mächtigen Anflang gefunden hat, u. zwar ganz besonders der Ski-Sport. Tatsächlich ist heute die gesamte Freizeit unserer Jugend und leider auch manchmal die Arbeitszeit derselben bestimmt vom Lösungsworte: Sport. Man mag sich zu der Tatsache stellen wie man will: jedenfalls besteht sie und läßt sich nicht wegleugnen. Und zwar besteht sie in einem solchen Ausmaß, daß auch die Schule, solange sie überhaupt ein Erziehungsfaktor sein will, unbedingt damit rechnen muß. Sie muß die ganze Erscheinung der Sportbewegung aufnehmen und versuchen, sie zu vereedeln, um dadurch die ungeheuren Werte, auch Erziehungswerte, die in einer vernünftigen Sportbewegung stecken, immer mehr zu erlangen. Und gerade in unserem Kanton, der eigentlich prädestiniert ist und der von der gesamten zivilisierten Welt betrachtet wird als das Paradies des Wintersportes, wäre es unbegreiflich, wenn unsere einheimische Jugend dieser Vorteile verlustig gehen sollte. Zu diesem Zweck aber brauchen wir Lehrer, die theoretisch und technisch auf der Höhe sein müssen, wenn die Schule den Sport als Er-

ziehungsmittel oder gar als Schulfach betreiben will. Diesem Zeiterfordernis, der sportlichen Ausbildung solcher Lehrer, wird an unserer Bündner Kantonschule aufs beste Rechnung getragen. Der junge Seminarist hat da nicht nur Gelegenheit, seine Künste im Recturnen, am Barren, am Pferd etc. zu zeigen, sondern er verlegt im Hochwinter, wenn die eisige Kälte ihm den jungen Schnurrbart bereift, unter weitsichtiger Führung seine Turnstunde auf das Eisfeld. Und wenn dann die Frühlingslüfte lieblich wehen, und wenn im Sommer die Sonne ihre warmen Strahlen zur Erde niedersendet, dann entrinnt jedermann wiederum der dumpfen und staubigen Turnhalle, um in das herrliche, frische Nass unserer neuen Badanstalt zu tauchen. Neuerdings konnten dank dem Entgegenkommen unserer Regierung Ski-Kurse abgehalten werden für die Ausbildung der Lehrer kandidaten im Ski-Lauf.

Wie letztes Jahr, so pilgerte auch im heurigen Winter die oberste Seminarklasse nach Churwalden hinauf, wo wir im Hotel Lindenhof bei dem freundlichen Papa Schubiger unser Hauptquartier aufschlugen und unsere Operationsbasis festlegten für die täglichen Ausflüge in die herrliche Winterwelt unter der Leitung der besten Skilehrer Graubündens.

Gibt es wohl etwas Schöneres, als in stilvollen Schwüngen herunterzufahren über die steilen, meterhoch mit Schnee bedeckten Halden? Und ist es nicht ein wundervolles Gleiten in pfeilschneller Schußfahrt, wenn man wie im Fluge die kürzeste Falllinie des Hanges heruntersaust?

Wir schieden von der herrlichen, winterlichen Gebirgs- und Churwaldens und von unserem freundlichen Gastwirt, nicht nur mit der unauslöschlichen Erinnerung an frohe Stunden, sondern auch mit dem Vorsatz, all das Gelernte später dann hineinzutragen in die Bündner Schuljugend, die das Feld unseres jungen Wirkens sein soll, und dadurch dem Zweck dieser Kurse nach bestem Wissen und Können nachzustreben. Denn es soll nicht nur eine eitle Spielerei sein, wenn die Schule auch in unseren Landen allenthalben mehr und mehr Lehrer und Schulkinder gerade in dieser Art zur Freude an Gottes schöner Natur, und besonders der winterlichen Natur erziehen lassen und erziehen will, nein, es ist im Gegenteil die große Auffassung von der erzieherischen Allgemeinheit der Schule, die zwar einen gesunden Geist pflegen will, aber diesen in einem starken, widerstandsfähigen Körper wohnen läßt, und die in einem gesunden Hingeben an die Schönheiten unserer heimatlichen Welt ein Mittel sieht, das vielleicht

besser als wir ahnen, einen Damm errichten hilft gegen den Materialismus, der sich leider nur allzusehr auch in die Reihen unserer Jugend hineinzuschleichen droht. Und gerade dazu glaube ich, ist der Skisport als einer der edelsten Sporte am meisten befähigt.

Es sind Stunden von tiefem Erleben und von weibevoller Offenbarung, wenn man an einem prächtigen, eisigklaren Januartag auf den langen Schneeschuhen mitten in einem glitzernden, weißen Meere steht, mit vollen Zügen die herrliche Alpenlust in sich einatmet, wie weltverloren inmitten einer großartigen Alpenwelt, wo durch die Seele des Dichterwort zittert:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Bon dem gold'nem Überfluss der Welt!“

G. Keller.

Was wir Mittelschüler nicht direkt vom Käthe der lernen, kann durch eigene, freiwillige Arbeit ergänzt werden. An unserer Kantonsschule z. B. bestehen mehrere Sportvereine, so ein Fußball-Klub, zwei Turnvereine und im Winter auch eine Hockey-Mannschaft. Alle die genannten Vereine haben in Graubünden einen guten Ruf. Sie haben sich auch schon mit andern Mannschaften in edlem Wettkampfe getroffen und sich manchen Siegeskranz geholt. Es ist dies um so mehr zu begrüßen, als gerade hierin ein Berührungs punkt liegt, der die wenigen Mittelschulen unseres Kantons einander näher bringen könnte. Ahnliche sportliche Bestrebungen wie an unserer Kantonsschule bestehen z. B. an der evangelischen Mittelschule von Schiers, deren strammer

Fußball-Klub sich schon ab und zu mit wechselndem Erfolg mit unseren Fußballern gemessen hat.

Das Lyzeum Alpinum in Zuoz, das die sportliche Betätigung seiner Schüler noch viel mehr in den Vordergrund stellt als unsere Kantonsschule, wozu es aber auch — dank seiner Lage inmitten der herrlichen Engadiner Alpenwelt — viel bessere Gelegenheit besitzt, hat schon oft unseren Hockey-Klub zum friedlichen Wettkampf eingeladen.

Diese kleinen Vorcommunisse bilden vielleicht den Anfang zur Verwirklichung eines schönen Gedankens, der bei uns an leitender Stelle schon ab und zu erwogen wurde, nämlich die an den wenigen Mittelschulen unseres Kantons studierende Jugend gerade durch die sportliche Betätigung einander näher zu bringen. Wir würden es sicher begrüßen, wenn durch dieses Mittel eine engere Fühlung mit unseren Kameraden an den anderen Schulen ermöglicht würde. Wie schön wäre es, wenn uns z. B. auf diesem Wege Gelegenheit geboten würde, auch die strammen Fußballer und Skifahrer der altehrwürdigen Klosterschule in Disentis kennen zu lernen!

Denn hierin sehe ich eine — und zwar nicht die letzte — Aufgabe des Schulsporthes: das gegenseitige Sichkennenlernen, das gegenseitige Sich-verstehen und das gemeinschaftliche Denken der Jugend zu fördern und hinzulenden auf die schönste Aufgabe der Jugend, auf das gemeinschaftliche Arbeiten zum gegenseitigen Wohle. Das ist zu einem guten Teil die Aufgabe des Sportes überhaupt, das ist aber zum allergrößten Teile die Aufgabe des Schulsporthes. Bonifaz Plaz, Chur.



Einstimmung zur Behandlung des Kantons Glarus

(Für die Primarschulstufe.)

Eben sendet die Sonne ihre letzten Strahlen ins Tal und taucht Berg und Flur, Wald und Welle in ein goldenes Abendrot. — Eine kleine Reisegesellschaft schaut diese Naturwunder im stimmungsreichen Rapperswil. Die vierzehnjährige Anna ruft: „Gelt, Onkel, — dort ist der Glärnisch mit dem Vrenelis-Gärtli.“ — Richtig! Unverwandt blickt der Onkel nach dem verschneiten Feld, während ihm liebe Erinnerungen auftauchen. — „Onkel,“ forscht sorglich Marie, „woran denkst du?“ — Onkel: „Ich habe in Gedanken die Glärnerberge geschaut, die Wildbäche rauschen gehört, und schon vernahm ich Herdengeläute.“ Anna: „O, lieber Onkel, wir hören so gerne von den schönen Bergen und von den Menschen in den Bergen erzählen!“ Onkel: „Wie ihr wissbegierig seid!“

„So hört, was ich erlebte! Als ich zum ersten Male von Rapperswil nach Schwanden fuhr, brachte mich die Sernftalbahn zu meinem Bestimmungsort. Es war zu Ende Mai, an einem herrlichen Abend. Ich saß am Fenster und schaute zu den Bergkolosse hinauf. Die schienen immer höher zu werden und flößten mir ein banges Gefühl ein, je weiter ich talwärts fuhr. Mir war, als wollten die Bergriesen mich erdrücken. — Aber da, welch ein schöner Anblick! Ich sah zum ersten Male das Alpenglühnen! — Als ich mich endlich in Engi befand, fühlte ich mich so zwischen zwei Bergketten eingeengt, daß ich glaubte, am Ende der Welt zu sein. An den Bergabhängen waren noch Überreste von Bergrutschungen und Steinlawinen. Die Suworowbrücke (welche auf Befehl Suworows bei seinem Alpenübergang über

die Senns gebaut wurde) war von den gewaltigen Schneemassen einer Lawine zugedeckt. — So kann's geschehen in den Bergen! Nach anhaltendem Regenwetter lösen sich Felsblöcke los, und sie würden sich ins Tal hinunterstürzen, wenn die Bauern sie nicht auffsuchten und mit dicken Drähten an den Felsen befestigten. Namentlich sind es die Freiberge, eine zum Teil durch die Gewinnung des Schiefers ausgehöhlte Berggruppe, welche die Dörfer mit solchen Bescherungen heimsuchen. — Am gefährlichsten ist es im Frühling, wenn der Hohn von den Bergen ins Tal hinunterfaust, den Schnee schmilzt und alles hinwegfegt, was ihm im Wege steht. Die Wildbäche schwollen an und treten verwüstend über die Ufer. Sturmglöckchen läuteten. Die Feuerwehr kommt mit Pideln und Schaufeln zur Unglücksstätte, um Hilfe zu bringen. Diese Männer, die so wetterhart sind wie ihre Berge, sind sich gewohnt, der Gefahr zu begegnen."

Anna: „Mit was beschäftigen sich denn diese Männer sonst?“

Oncel: „Sie treiben vielfach Landwirtschaft.“

Anna: „Dann sind sie reiche Bauern?“

Oncel: „Das nicht. — Ein großer Teil des Landes gehört den Gemeinden oder reichen Privativen, und diese verpachten das Land an Lehensbauern, welche daraus den Unterhalt für etwa 3 bis 4 Kühe gewinnen. Sehr oft wird die Kuh durch die Ziege ersetzt. Jede Gemeinde besitzt eine eigene Ziegenherde von mehreren hundert Stück, die täglich auf die Weide getrieben werden von einem Hirten, der eigens dazu gewählt wird.“

Anna: „Besitzen die Glarner denn Alpen?“

Oncel: „Freilich.“

Marie: „Dann erzähl' uns vom Alpenleben!“

Oncel: „Vom Alpenleben? — Ich habe es selber nie gekostet, aber mich zog es immer auf die Alp, wenn ich die Aelpler mit ihren Herden hinausziehen sah. Etwas besonders Sehenswertes ist der Aufzug auf die Alp. Voraus geht ein Senn; er trägt an einem Stock zwei große Glocken, ihm folgen die sauberen Kühe, nachher die Bergkarren mit den nötigen Geräten. Die Alpenweiden sind eingeteilt in Staffeln. Diese werden abwechselungsweise abgeweidet.“

Marie: „Womit beschäftigen sich die Sennen, wenn sie so lange auf den Alpen bleiben?“

Oncel: „Sie hüten und pflegen das Vieh. Aus der Milch bereiten sie Butter und Käse. Aus Alpenkräutern bereitet der Glarner den Schabzieger. Auffallend ist, daß der Glarner auch Schweine auf die Alp führt.“

Eine schwierige Alparbeit ist die des Wildheuers. Er erklimmt die höchsten Triften, die sogar von der Gemse gemieden werden. Das Futter trägt er in Bündeln auf seinem Rücken zu Tal.“

Anna: „Wie müssen die Angehörigen sich ängstigen um diese Wildheuer!“

Oncel: „Angst haben die Leute nicht. Die fortwährende Gefahr, in der sie leben, macht sie unerschrocken. Aber Unglücksfälle freilich, das gibt's schon. Ich war einmal Zeuge, wie man einen Verunglückten zu Tale trug. Er war in Heubündeln auf einen Hornschlitten gebettet, ein Mitarbeiter zog ihn. Beide schwiegen. Ich war auch dabei, als man ihn vom Schlitten lud und in den Schoß seiner Mutter legte. Er hatte die Wirbelsäule gebrochen, — aber er schwieg und die Mutter auch.“

Marie: „O, das ist schrecklich! Wie gerne wohne ich im Tale, wo der Gefahren weniger sind!“

Anna: „Haben die Glarner auch Fabriken?“

Oncel: „Das haben sie. Die Weberei — freilich nur die Handweberei — war dort schon im Jahre 1714 eingeführt. Damals schon verkauften die Glarner ihre bunten „Glarner-Fazzolettli“ nach allen Ländern, ebenso die sogenannten „Türkentkappen“, das sind buntgewebene Kopftücher. Als dann der Verkehr durch die Eisenbahnen größer wurde, konnte sich die Industrie besser ausbilden, und so finden wir heute große Fabriken, namentlich Spinnereien und Webereien. Die eigene Bevölkerung könnte sie zwar nicht allein bedienen. Einige Fabrikherren haben Mädchenhäuser gebaut und Italienermädchen angestellt. So finden wir z.B. in Engi, in Linthal und in Luchsingen solche Heime, in welchen jeweils etwa 100 Mädchen wohnen. Ich sehe sie immer noch, diese Italienerinnen; dem Alter nach scheinen es noch Kinder zu sein, der Persönlichkeit nach sind sie ausgewachsene Jungfrauen voll Heimweh nach dem italienischen Himmel. Und keine wurde dem Vaterland und seinen Sitten untreu. Sie kamen mit enger Blouse und reichgefaltetem Rock und gingen nach Jahren in denselben, jetzt geslickten Gewande wieder heim. Keine lernte deutsch. Aus dem verdienten Geld bezahlten sie die einfache Pension, und das übrige Geld behielt die Fabrik, welche den Mädchen Sparbüchlein anlegte; hatten die Arbeiterinnen genug verdient, um den Eltern Wohnung und Unterhalt zu sichern, so zogen sie wieder in ihre Heimat.“

Marie: „Oncel, warum hatten sie denn Heimweh, war man nicht lieb mit ihnen?“

Oncel: „Ob ihrer Eigenart blieben diese Leute einander fern. Es ist ein eigener Schlag, dieses Glarnergvolk. Der lebensfrohe Italiener paßt nicht zum schweigsamen Glarner. Der Italiener liebt die Unterhaltung, der Glarner zieht es vor, still vor seinem Haus ein Pfeifchen zu rauchen oder am Sonntag einen langen Nachmittag am Tisch zu sitzen, ohne ein anderes Wort zu sprechen,

als hie und da ein: Trumpf! ein: Bur! oder ein Hundert!"

Anna: „Was für Festlichkeiten haben die Glarner?“

Onkel: „Sie haben Gelegenheiten, wo sie nach ihrer Art sich belustigen, z. B. an der Dorfchilbi. Das ganze Fest besteht zwar nur in einem ununterbrochenen Tanz. Am Nachmittag tanzen die Kinder, am Abend die Großen. Dazu braucht weder der Jüngling noch die Jungfrau ein eigenes Festtagskleid. Der Bauer kommt in einer sauberen, graugestrichen Jacke, und die Bäuerin in steifgeglättetem, weißem Hemd, mit zurückgestülpten Aer-meln, in glatter Büste und gekräuseltem Rock. Dann wird getanzt — getanzt sag ich euch! Mitten im Tanz fängt der Bauer an zu ‚bödelen‘, d. h. er stampft mit seinen groben Bergschuhen auf dem Boden, was er nur kann, und jaucht dazu. Um 12 Uhr wird Schinken und Brot serviert; dann wird weiter getanzt, bis der Morgen die Leute an die Arbeit ruft.“

Anna: „Onkel, und wie geht es bei einer Hochzeit zu?“

Onkel: „Wie es jetzt zugeht, weiß ich nicht. Früher ging das Hochzeitspaar am Morgen zur

Kirche, von den Verwandten begleitet, alle zu zweien in einem langen Zug, ohne ein Wort zu sprechen. Der Bräutigam ging in seiner schmuckten Landestracht, die Braut trug ein Sträußchen in der Hand. So kehrten sie in gleicher Ordnung stillschweigend wieder zurück. Der weltliche Festteil folgte am Nachmittag im Gasthaus und bestand in einem ununterbrochenen Tanz.“

Hie und da veranstalten die Glarner ein Schützenfest. Sie sind stolz auf gute Schützen oder waghalige Turner. An ihren Sängerfesten lassen sie ihre wehmütigen Heimatweisen und ihre lieblichen Alpenlieder erschallen.“ — —

Ein kalter Wind rauscht in den Bäumen, die Welle schlägt lauter.

Onkel: „Kommt jetzt, Kinder, es ist schon spät geworden!“

Marie: „Aber Onkel, das ist ja alles so schön, so heimelig. Die Glarner müssen in der Fremde Heimweh haben nach ihren Bergen und nach den heimatlichen Gebräuchen.“

Onkel: „So ist es immer. Den Wert der Heimat lernen wir gewöhnlich erst in der Fremde recht schätzen.“ Augustina Graf, Baldegg.



L'Ecole normale d'Hauterive, près Fribourg

C'est bien aimable à vous de vous intéresser à vos camarades de langue française. Nous sommes les uns et les autres de futurs collègues ; nous nous efforcerons de réaliser le même idéal d'éducation chrétienne ; il est tout naturel que nous entrions en relation. Aussi suis-je heureux de l'occasion que m'offre M. le Rédacteur de la Feuille des Ecoles normales de vous parler de la nôtre. Je me contenterai, aujourd'hui, de vous en décrire le site et le bâtiment ; un de mes camarades vous parlera plus tard de ses habitants et de ses us et coutumes.

Hauterive ? Les plus savants en géographie, parmi vous, ne sauront probablement pas où situer ce nom sur la carte de la Suisse. Je vais vous guider. Cherchez y Fribourg ; remontez trois des boucles de la Sarine ; en amont des embouchures de la Glâne et de la Gérine, placez un couvent carré au centre d'un demi-cercle de falaises de molasse ; c'est là. Malheureusement la Sarine n'est pas navigable ; je ne puis vous inviter à y monter en bateau. Vous prendrez donc un omnibus électrique moins pittoresque, mais plus démocratique, qui, s'il n'a pas de panne ni ne perd son

trolley en route, vous conduira en vingt minutes à 300 mètres de l'Ecole. Mais vous ne l'apercevrez pas. Elle est blottie bien à l'abri des vains bruits du monde, pour parler comme nos prédicateurs, dans un enfouissement profond de cent mètres que, les jours de mauvaise humeur, nous appelons un trou.

Au sud, s'arrondit la falaise, qui mesure entre 60 et 80 mètres de hauteur ; elle est absolument verticale et parfois surplombante ; elle ferme totalement l'horizon à moins de cent mètres des fenêtres de notre salle d'étude. Pas de distractions possibles ! Hélas, l'imagination de la jeunesse ne saurait se laisser arrêter par une paroi, fût-elle de rocher. Bien des regards errent longuement sur la surface grise et nue, au lieu de s'attacher aux formules, compliquées de lettres grecques, de nos livres d'algèbre. Pour le moment, des glaçons sâlis y pendent, que le vent doux décolle et précipite à grand fracas dans la rivière qui en ronge le pied. Mais le soleil, qui ne nous parvient qu'après dix heures du matin en fin décembre, hâte sa venue ; il nous promet une saison meilleure ; les pans de glace vont tous disparaître ; la falaise se vêtira de

verdure, moins celle qui poussera sur sa surface trop lisse et trop perpendiculaire, que celle des arbres d'en face et celle des arbres du sommet. Les hêtres en parure tendre, les sapins en vert foncé, les arbres fruitiers en blanc et rose, habilleront si bien notre trou, que toute la monotonie de l'hiver et des études en sera oubliée ; nous le retrouverons, en avril et mai, à l'état de nid joyeux où, si vous me permettez une autre comparaison, comme une coupe de verre coloriée de teintes vives et claires, d'où jaillira comme un joyau la splendide maison.

Car nous avons l'avantage d'habiter une bien belle maison. La route qui y descend par l'unique flanc accessible aux voitures, du nord au sud, ne la laisse voir qu'à quelque cent pas. Nous franchissons l'enceinte, qui est celle du mur de clôture des Cisterciens sous un vaste porche, autrefois fermé par une porte. Et d'abord l'église se présente, longue et simple à l'extérieur, comme toutes les églises romanes, mais splendide à l'intérieur. Tous les siècles, depuis sa fondation, y ont laissé leurs souvenirs ; elle fut consacrée en 1160. Le style en est roman, avec cette particularité que la voûte n'est pas en demi-cercle, mais en arc brisé. Les stalles sont des plus belles de la Suisse ; elles datent de la dernière moitié du XVme siècle. L'orgue est très remarquable aussi ; la plupart des jeux sont dus au célèbre Aloys Mooser, qui construisit celui de S. Nicolas ; quelques-uns sont même plus anciens. Enfin les énormes fenêtres gothiques du chœur recevront l'an prochain leurs vitraux du XIVme siècle ou tout au moins une exacte copie.

La façade ouest présente l'entrée principale, ornée d'un très grand fronton, avec les armes de l'abbé de Lenzbourg, qui termina les transformations du couvent, à la fin de XVIII^e siècle. Une belle porte pur style Louis XV donne accès à une magnifique escalier, dont les rampes de fer forgé excitent l'admiration des visiteurs. Elle nous seraient peut-être plus sympathiques, si elles ne seraient de modèles de dessin pas faciles à reporter en perspective sur le papier. Les façades sud et est sont simples, mais très harmonieuses à cause de leurs élégantes proportions. Le tout forme un carré parfait, orienté exactement aux quatre points cardinaux,

naux, et flanqué à ses coins de pavillons qui rompent ce que les grands murs auraient de monotone. Tout est si bien équilibré que le bâtiment semble plus petit qu'il n'est. Au centre, se cache le cloître, aux arcs romans et aux rosaces gothiques, où les moines se promenaient en priant.

Nous n'y allons guère ; il serait trop petit pour les 80 élèves que nous sommes ; nous troublerions de nos cris la sainteté de l'église qui le flanke au nord ; et peut-être se défie-t-on de notre insuffisant respect pour ces vénerables antiquités. Nous préférions prendre nos ébats dans une vaste cour, qu'ombragent une double rangée de fort beaux arbres.

Le monastère cistercien de Notre-Dame de Hauterive fut fondé en 1137 par le comte Guillaume de Glâne, dont le château s'élevait non loin, au confluent de la Glâne et de la Sarine. Ce seigneur avait échappé comme par miracle au massacre de sa famille, à Payerne, en 1126. Dégouté du monde, il consacra à Dieu ses biens et sa vie. Il appela les religieux de S. Bernard, du vivant même de ce Saint, leur bâtit une église et un couvent avec les pierres de son manoir, et lui-même vint s'y enfermer comme frère convers, pour y mourir en 1142. Ses os reposent dans le chœur.

Après une existence sept fois séculaire, le couvent fut supprimé par le gouvernement radical issu de la guerre du Sonderbund, en 1848. On y installa d'abord une école d'agriculture, qui s'ouvrit le 4 novembre 1850, mais disparut en 1858. A cette date, elle fit place à l'Ecole normale d'instituteurs. Un incendie terrible détruisit en 1884 les étages supérieurs des ailes est, sud et ouest. Reconstruit sans retard, l'établissement demeure un centre animé d'étude et de juvénile enthousiasme, à l'écart du bruit de la ville et de la poussière des grand-routes. Nous y sommes actuellement 81 élèves, 61 de langue française et 20 de langue allemande. Nous avons le sentiment de remplacer bien imparfaitement les pieux premiers et légitimes habitants de ce lieu béni. Nous faisons cependant de notre mieux pour que Dieu soit quand même loué et prié et pour que cette maison sanctifiée par de nombreuses générations de moines, demeure un centre de bienfaisante activité pour le pays de Fribourg.

Jules Gisler, Hauterive.

From West-Africa to Switzerland

By Daniel Mensah

As it now comes to my turn to write something in the „Seminar”, it just comes to my mind to relate something about my voyage to Europe with the Reverend Father James Fisher in Gelfingen. But first, how did I learn to know him? It was in the year 1922, when the English-schools in Togo were closed, and French ones to be opened. I attended it for a year. And of course, it was French in the morning, and English in the afternoon.

At the end of that year, we were vacated, and after this, my parents sent me to the Gold-Coast to attend the English School. Till the middle of the same year, I was at home in Denu, with my uncle; but after the Mid-Summer Vacation I asked my parents to allow me to go to the Mission Three-town to stay with the Reverend Father. The allowance was given, and I had the chance of going to stay with him. Staying with him for some time, he promised me to take me with him home, and truly, I had the luck.

We have gone a little away from the beginning and now hope to continue. To come here, we intended to take the steamer already in April, but for the want of chance, we could only take it on the 2nd June. The insufficiency of chance, was due to the innumerable Europeans, that go home in summer; because, it will be a dangerous thing to leave the great heat, and enter into the cold of the north. We could have taken the steamer already ending May, but, they are not so regular, as you may think like your daily trains. Very interesting is it always to see the loading of the steamers, and our steamer's loading was as well interesting. We saw some boxes, etc. in the waves, swimming, the boats, on the people under the water, instead of the people in them. It is a great fun to see the boatmen swimming in order to bring the boats in the right position, but dangerous is it sometimes, as they could be caught, and even killed by the sharks or some other great fishes. We now left Lome, about 3 p. m. on the 2nd June.

A day's voyage brought us to Sekondi, where the steamer had loads to deliver and to take. After half-a-day's halt, our voyage continued. This time, we came to Grand-Bassam, where about 500 soldiers were embarked, and the voyage continued. It was not like on the Vierwaldstättersee where you see

water, sky, mountains, etc, but what we saw, was sky and water. The steamers usually go far from the shore. Before we came to Grand-Bassam we passed Cape-Coast in the night. What a nice and lovely view was it! The houses and the street lamps, played the best parts of the Scene. We now came to Tabou, where some of the sailors had to leave the ship. From there the fruitful land of Konakry, appeared at early dawn of the day. The sellers filled in an hours time the steamer, with their cheap mangoes, pine-apples, bananas etc. The sailors bought some things, and afterwards some of them were taking the loads and others filling the steamer with water, from its deficiency; although we were travelling on it.

One of the hearty views on board, is the rising and the down of the sun. There you will see the splendid works of the Almighty, and then I remembered once more the song —: „The Heavens are telling the glory of God”.

Konakry as I said to be the fruitful land is a place, where it rains daily 3—4 times; so that on the streets, are springs where fine fresh water comes out. Some days' voyage brought us safely to Dakar. Here we reached in the evening towards 5 o'clock. A fine town indeed was it.

In the evening, most of the sailors went down to the town to visit the Restaurants. In the morning, we went down too; it was then on Sunday when the fathers went to say Mass. I dare say the number of the Europeans in this town, exceeds that of the Natives. At noon the steamer left. 12—13 days' voyage brought us to the goal, but it was not without storm. A whole week, the storm lasted, water was coming into the steamer, and this mighty steamer was going up and down, like a ball thrown into the Baldegersee. This time we saw many great fishes, swimming after the steamer, some were more than 3 metres in length, and of their weight, I have no idea. Woe to him who gets sea-sickness on board, he would prefer to be thrown out of the steamer than to continue his voyage. We passed the Strait of Gibraltar by night and the morning, we found ourselves on the Mediterranean-Ocean; it was so quiet that the steamer runs through the waters like a swimming goose on the Vierwaldstättersee. At last we came to the first goal at 10 a. m. And what was then this goal? It was

Marseille with its nice buildings and gaiety. The great steamer „Belgrano“ landed in Marseille. A big ladder was put against the steamer for the passengers to go down, and in going down we had to go through the Customs. After the examination, a vehicle took us to the Mission house. The city is indeed a very busy town especially in summer. The streets were filled with a very great number of pedestrians, cyclists, lorries, cars etc. We stayed in Marseille for three days. And the Rev. Fathers always go to one of the famous churches of the world each morning to say Mass. This Church is called „Notre Dame de la garde“. In it were very many memorials such as small ships, aeroplanes, swords and paintings, thanking the blessed Virgin for helping them in this or that danger.

On the top of the church, is the statue of the Blessed Virgin looking on the sea. Its height, is about 2—3 m, and all in gold, and on the altar is a like statue, but in silver. We now after the 3rd day left Marseille to Lyon. It is also so big, but perhaps not so busy as Marseille. There I saw the Mother house of the „African Missions Society“. There, I saw some fathers I knew, and one of them very well learned in my mother tongue, began a chat with me. There we passed again 3 days. During this time, I had the chance of visiting the suburbs of Lyon. There was indeed, a scene of beauty. It looked, I could remember just like some parts of Switzerland. There we had a real picnic. The view will always be kept in mind. At last we left Lyon too, on the 1st, of July. At 9 p. m., we took the express, and the whole night's travel, brought us to Mulhouse. To Basel, we travelled where I first saw the Swiss Military dress. The collectors of customs were very kind to me, and even, some of them tried to converse with me in

German, but I could not answer them. One of them asked me my age, and even I could not say it. But now if you ask me, I will answer you.

At last we now came till Sursee; from there we were taken with car to Gelfingen, via Sempach, Hochdorf. In passing Sempach, I saw the Winkelrieds Memorial, and afterwards, we came to the battle field. I remembered the story of poor Winkelried, and was sorry.

Now we came to our right goal, Gelfingen. The parents and whole the Rev. Father's family was very glad to see once more their son and brother. The children came to greet him, and came to look; but as I was not accustomed to that, I was not always glad to go out alone. In like manner the children in our African villages come to surround the Missionaries. This style, I could say is no more, but still exists in many places in Switzerland. What made me happy, is that I am always healthy, and because a proverb says „The poor but healthy man, is happier than the unhealthy millionaire,“ I am glad.

I am now, for the time being here, and feel as happy as ever could be. In the beginning, it was not so; but, slowly, it came. The citizens are kind to me as much as I can say, they like me, and I like them, but of course, not all. This is a natural fact. — An other thing that pleases me, is the College in Hitzkirch. The collegians, as well for their politeness, as far as I know, to me.

Now, I am for the first time in Switzerland. I can not yet say with a firm assurance that I am coming once more, or no more. If it would be possible that I come, I heartily say, „we shall meet again“. But in case of impossibility, I then say, „Good-bye, but we shall meet with God's Grace in the next world.“

Mitteilungen der Schriftleitung

1. Es freut uns sehr, daß wir erstmals einen französischen Beitrag bringen können, und wir hoffen, daß die Seminaristen der deutschen Schweiz genügende Kenntnisse der schönen französischen Sprache haben, um zu verstehen, was ihnen ein Kamerad aus dem staatlichen Lehrerseminar des Kantons Freiburg zu erzählen weiß.

2. Der Verfasser des englischen Artikels ist ein 18jähriger Neger von der Goldküste. Er weilt seit dem letzten Sommer in Gelfingen (bei Hitzkirch) und wird um Ostern wieder in seine Heimat verreisen, in Begleitung des Luzernischen Missionärs

Hochw. P. Jakob Fischer. Die Muttersprache des Daniel Mensah, Three-town, Gold-Coast, ist das Efeische (Efe, Ewe), die wichtigste Sprache im westlichen Sudan. (Mensah ist ein Wort dieser Sprache und bedeutet „dritter Sohn“). Da der junge Daniel während mehrerer Jahre die englische Missionsschule besuchte, beherrscht er das Englische vollständig; außerdem versteht er auch französisch, und im Luzernerbiet hat er sich das Deutsche angeeignet.

3. Die nächste Nummer erscheint 4seitig. Beiträge werden bis 31. Mai erbeten.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schwyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Gottesgeige — Un saluto — Churerbrief — Mitteilungen der Schriftleitung —

Gottesgeige

Oiga Brand, Menzingen

Du liebe Seele, kleine Gottesgeige,
Ob mir das Leben Lieb' ob Leides bringt,
Wenn's nur auf deinen goldenzarten Saiten
In einem reinen, vollen Ton verflingt.
Was droben dort die lieben Sternlein dichten,
Wenn sie fern-einsam ihre Wege ziehn,
Vertone du, verborgne kleine Geige,
Zu sternenflaren Himmelsmelodien!

O kleine Gottesgeige, Kinderseele!
Wie manches Liedlein träumt in deinem Gold!
Mit zarter Hand will ich dein Stimmlein weden.
Wie klingt es ungebrochen noch und hold!

Mit heil'ger Liebe will ich dich umfassen,
Das liebe Lied der Heimat sing' ich dir.
Und muß ich deine Saiten straffer spannen,
So schwingst du um so höher, glaub' es mir!

O heil'ge Himmelsgeige du, o Seele,
Dir weih' ich meines Lebens ganze Kraft,
Dem frommen Künstler gleich, der gottbegeisterd
Ohr' Unterlaß an seinem Werke schafft.
Ein Geiger will ich sein von Gottes Gnaden,
Mit heil'gem Schwung ins große Spiel versenkt,
Und stets im Takte jenes großen Meisters,
Der unsichtbar den kleinen Bogen lenkt. —

UN SALUTO

Gemma Martignoni, Coira

Gentilissime lettrici e lettori,
Un grazie anzitutto alla spettabile redazione, che gentilmente concede sul suo giornale un posticino per un articolo in lingua italiana. Un grazie a quei pochi che avranno la bontà d'ascoltarmi. Forse penserete: Ma come mai è possibile, che da Coira ci capitì qualche cosa d'italiano? Se mi permettete vi spiegherò subito, come ciò sia possibile. Il corso magistrale della scuola cantonale è frequentato non solo da tedeschi e romanci, ma anche da italiani. Sicuro, e di questi ultimi ne abbiamo da cinque a sei per classe. Ed è la quasi sconosciuta Mesolcina, che manda ogni anno alla capitale un maggior numero de questi allievi.

Come, quella valle remota, direte, che tocca da una parte il Ticino e dall'altra le cime della Val di Reno, si sente di dar tanti rappresentanti alla scuola cantonale? Ma è bene sapere, che la nostra valle non è poi tanto remonta e sconosciuta come quanto può

sembrare a prim'aspetto. Possiede anch'essa una sua bella storia ed una sua forte tradizione. Già, forse direte, abbiamo letto nel passato settembre d'una certa festa in occasione dell'indipendenza mesolcinese. Difatti la Valle ha conquistato la indipendenza con grandi stenti ed eroicamente. I nostri antenati, stanziati die subire oppressioni e soppressi d'un signore straniero un bel dì risorsero, scacciarono lui e diedero alle fiamme la sua rocca, che ora fatta vedere ancora restaurata dalla pietà patria, appare immane e nera sulla cima d'un balzo roccioso nel mezzo della Valle. Era nel 1526.

E questo sentimento d'indipendenza non s'è smarrito nei cuori mesolcinesi, è sacro retaggio, che si tramanda da generazione a generazione, immutato ed immutabile.

Se v'interessate delle vicende della Valle, fatevi, quando ne avrete l'occasione, una capatina.

Marseille with its nice buildings and gaiety. The great steamer „Belgrano“ landed in Marseille. A big ladder was put against the steamer for the passengers to go down, and in going down we had to go through the Customs. After the examination, a vehicle took us to the Mission house. The city is indeed a very busy town especially in summer. The streets were filled with a very great number of pedestrians, cyclists, lorries, cars etc. We stayed in Marseille for three days. And the Rev. Fathers always go to one of the famous churches of the world each morning to say Mass. This Church is called „Notre Dame de la garde“. In it were very many memorials such as small ships, aeroplanes, swords and paintings, thanking the blessed Virgin for helping them in this or that danger.

On the top of the church, is the statue of the Blessed Virgin looking on the sea. Its height, is about 2—3 m, and all in gold, and on the altar is a like statue, but in silver. We now after the 3rd day left Marseille to Lyon. It is also so big, but perhaps not so busy as Marseille. There I saw the Mother house of the „African Missions Society“. There, I saw some fathers I knew, and one of them very well learned in my mother tongue, began a chat with me. There we passed again 3 days. During this time, I had the chance of visiting the suburbs of Lyon. There was indeed, a scene of beauty. It looked, I could remember just like some parts of Switzerland. There we had a real picnic. The view will always be kept in mind. At last we left Lyon too, on the 1st. of July. At 9 p. m., we took the express, and the whole night's travel, brought us to Mulhouse. To Basel, we travelled where I first saw the Swiss Military dress. The collectors of customs were very kind to me, and even, some of them tried to converse with me in

German, but I could not answer them. One of them asked me my age, and even I could not say it. But now if you ask me, I will answer you.

At last we now came till Sursee; from there we were taken with car to Gelfingen, via Sempach, Hochdorf. In passing Sempach, I saw the Winkelrieds Memorial, and afterwards, we came to the battle field. I remembered the story of poor Winkelried, and was sorry.

Now we came to our right goal, Gelfingen. The parents and whole the Rev. Father's family was very glad to see once more their son and brother. The children came to greet him, and came to look; but as I was not accustomed to that, I was not always glad to go out alone. In like manner the children in our African villages come to surround the Missionaries. This style, I could say is no more, but still exists in many places in Switzerland. What made me happy, is that I am always healthy, and because a proverb says „The poor but healthy man, is happier than the unhealthy millionaire,“ I am glad.

I am now, for the time being here, and feel as happy as ever could be. In the beginning, it was not so; but, slowly, it came. The citizens are kind to me as much as I can say, they like me, and I like them, but of course, not all. This is a natural fact. — An other thing that pleases me, is the College in Hitzkirch. The collegians, as well for their politeness, as far as I know, to me.

Now, I am for the first time in Switzerland. I can not yet say with a firm assurance that I am coming once more, or no more. If it would be possible that I come, I heartily say, „we shall meet again“. But in case of impossibility, I then say, „Good-bye, but we shall meet with God's Grace in the next world.“

Mitteilungen der Schriftleitung

1. Es freut uns sehr, daß wir erstmals einen französischen Beitrag bringen können, und wir hoffen, daß die Seminaristen der deutschen Schweiz genügende Kenntnisse der schönen französischen Sprache haben, um zu verstehen, was ihnen ein Kamerad aus dem staatlichen Lehrerseminar des Kantons Freiburg zu erzählen weiß.

2. Der Verfasser des englischen Artikels ist ein 18jähriger Neger von der Goldküste. Er weilt seit dem letzten Sommer in Gelfingen (bei Hitzkirch) und wird um Ostern wieder in seine Heimat verreisen, in Begleitung des Luzernischen Missionärs

Hochw. P. Jakob Fischer. Die Muttersprache des Daniel Mensah, Three-town, Gold-Coast, ist das Efeische (Efe, Ewe), die wichtigste Sprache im westlichen Sudan. (Mensah ist ein Wort dieser Sprache und bedeutet „dritter Sohn“). Da der junge Daniel während mehrerer Jahre die englische Missionschule besuchte, beherrscht er das Englische vollständig; außerdem versteht er auch französisch, und im Luzernerbiel hat er sich das Deutsche angeeignet.

3. Die nächste Nummer erscheint 4seitig. Beiträge werden bis 31. Mai erbeten.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schwyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Gottesgeige — Un saluto — Churerbrief — Mitteilungen der Schriftleitung —

Gottesgeige

Olga Brand, Mengingen

Du liebe Seele, kleine Gottesgeige,
Ob mir das Leben Lieb' ob Leides bringt,
Wenn's nur auf deinen goldenzarten Saiten
In einem reinen, vollen Ton verflingt.
Was droben dort die lieben Sternlein dichten,
Wenn sie fern-einsam ihre Wege ziehn,
Vertone du, verborgne kleine Geige,
Zu sternensklaren Himmelsmelodien!

O kleine Gottesgeige, Kinderseele!
Wie manches Liedlein träumt in deinem Gold!
Mit zarter Hand will ich dein Stimmlein weden.
Wie klingt es ungebrochen noch und hold!

Mit heil'ger Liebe will ich dich umfassen,
Das liebe Lied der Heimat sing' ich dir.
Und muß ich deine Saiten straffer spannen,
So schwingst du um so höher, glaub' es mir!

O heil'ge Himmelsgeige du, o Seele,
Dir weih' ich meines Lebens ganze Kraft,
Dem frommen Künstler gleich, der gottbegeistert
Ohn' Unterlaß an seinem Werke schafft.
Ein Geiger will ich sein von Gottes Gnaden,
Mit heil'gem Schwung ins große Spiel versenkt,
Und stets im Takte jenes großen Meisters,
Der unsichtbar den kleinen Bogen lenkt. —

UN SALUTO

Gemma Martignoni, Coira

Gentilissime lettrici e lettori,

Un grazie anzitutto alla spettabile redazione, che gentilmente concede sul suo giornale un posticino per un articolo in lingua italiana. Un grazie a quei pochi che avranno la bontà d'ascoltarmi. Forse penserete: Ma come mai è possibile, che da Coira ci capiti qualche cosa d'italiano? Se mi permettete vi spiegherò subito, come ciò sia possibile. Il corso magistrale della scuola cantonale è frequentato non solo da tedeschi e romanci, ma anche da italiani. Sicuro, e di questi ultimi ne abbiamo da cinque a sei per classe. Ed è la quasi sconosciuta Mesolcina, che manda ogni anno alla capitale un maggior numero de questi allievi.

Come, quella valle remota, direte, che tocca da una parte il Ticino e dall'altra le cime della Val di Reno, si sente di dar tanti rappresentanti alla scuola cantonale? Ma è bene sapere, che la nostra valle non è poi tanto remonta e sconosciuta come quanto può

sembrare a prim'aspetto. Possiede anch'essa una sua bella storia ed una sua forte tradizione. Già, forse direte,abbiamo letto nel passato settembre d'una certa festa in occasione dell'indipendenza mesolcinese. Difatti la Valle ha conquistato la indipendenza con grandi stenti ed eroicamente. I nostri antenati, stanchi die subire oppressioni e soppressi d'un signore straniero un bel dì risorsero, scacciarono lui e diedero alle fiamme la sua rocca, che ora fatta vedere ancora restaurata dalla pietà patria, appare immane e nera sulla cima d'un balzo roccioso nel mezzo della Valle. Era nel 1526.

E questo sentimento d'indipendenza non s'è smarrito nei cuori mesolcinesi, è sacro retaggio, che si tramanda da generazione a generazione, immutato ed immutabile.

Se v'interessate delle vicende della Valle, fatevi, quando ne avrete l'occasione, una capatina.

Cpitandovi dall'Interno, attraverserete buona parte dei Grigioni, dalla Frontiera Sangallese alla Capitale e di là risalendo il corso del Reno nel bel mezzo di Valli apriche (come la Domigliasca) o sul margine di burroni (come la Via Mala) giungerete agli ultimi casolari di Val di Reno per arrischiare la salita del San Bernardino. Breve salita e comoda, che ci porta ad un laghetto sparti acque. Di là salirete da terrazzone in terrazzone al bel luogo di cura San Bernardino. Vi riposerete nei suoi alberghi familiari all'ombra delle pinete. Se il caso vi è propizio potrete cambiare qualche parolina con un assiduo ammiratore e frequentatore della nostra valle, il poeta e scrittore Enrico Federer.

Ma spero non vi accontenterete d'ammirare solamente il nostro San Bernardino e di gustare un sorso della sua acqua minerale. E un bel giorno eccoci seduti sull'automobile postale che ci conduce verso Mesocco. Non vi troverete più gli alberghi grandi e ricchi, ma vi verrà la cordialità degli abitanti. E Partendo alla volta di Soazza vi raccomando il cavallo di San Francesco e non il treno, e non dimenticate poi di gettare uno sguardo alle rovine dell'antico castello. E via, via proseguirete lungo il corso della Moesa. Piccoli villaggietti dalle belle case e palazzi solidi e quadrati, pendii ripidi di monti dai quali le acque precipitano a cascate (la Buffalora), escono per antri stretti, spumeggiando. Un paio d'ore a buon passo e sarete a Grono, ove alzereste uno sguardo verso la bellissima chiesa di Santa Maria di Calanca, ricca come quasi tutte le chiese dei villaggi, — e sono numerosissime; uno, Roveredo, ne conta sette, — di opere d'arte. E di là che è uscito quel magnifico altare di Ivo Stringel von Memmingen che il Museo storico di Basilea custodisce come una reliquia. Santa Maria è già Calanca, di quella Calanca, che s'apre qual gola giù ai piedi del monte e corre per lunghe ore verso l'Adula.

E ammirando campi e vigneti direte: ecco una terra fertile! Fertile, la nostra terra? Forse, ma non può nutrire la nostra gente. Non ora e non nel passato, mentre l'avvenire è nelle mani di Dio. E è per questa povertà di terra fertile, che i convalligiani per secoli hanno preso il sacco sulle spalle e se ne sono andati in cerca di fortuna fuori nel gran mondo, in Germania, nell'Austria, in Francia, nel Belgio e nella Svizzera interna, quali muratori e spazzacamini, quali vetrai e imbianchini.

Ma vi fù un tempo in cui questi emigrati ebbero una bella parte nella vita d'arte di

Germania, e d'Austria, ed a quei paesi diedero nel periodo del barocco e del rococò artisti insigni, architetti e scultori di nome, creatori di reggie principesche come Schlossheim a Monaco, le residenze di Anspach e Eichstätt, forse alla Germania il suo primo grande poeta satirico Fischart (Viscardi di San Vittore), ma certo all'Austria il suo primo storico dell'arte Giovanni Giorgio Toscano del Banner (di Mesocco).

Bei nomi del passato, che il nostro distinto convalligiano dottor A. M. Zendralli va risumando l'un dopo l'altro.

Ora si sono aperti anche alla Mesolcina nuovi orizzonti. Chi emigra vuole recarsi oltre mare. L'America, l'Australia è il sogno degli emigranti. « Oh quando ritornerò, allora sì... » sembra leggere negli occhi dei baldanzosi giovani, che corrono verso l'ignoto. Ma quando mai s'avverano i sogni?

Ma l'emigrazione ha dato una cosa alla nostra gente: la conoscenza delle lingue (e se si vuole, anche una bella e larga mutabilità). Vi imbatterete spesso e ovunque in vecchi che vi parlano il francese e qualche volta lo spagnuolo. Ora però la nuova generazione può già nella natia valle fruire d'un pò d'istruzione. Da diversi decenni anche i nostri più piccoli villaggi tengono le loro scuole. A chi poi vuole più tardi studiare il latino gli stà alla mano l'Istituto Sant'Anna in Roveredo e a chi intende dedicarsi alla carriera magistrale ecco la Prenormale, istituto sussidiato dal Cantone, pure a Roveredo. Siccome però i corsi normali superiori devono farsi a Coira, necessità vuole che sin dal primo corso si abbia l'insegnamento del tedesco.

Come son superbi quei ragazzi tredicenni di esercitarsi nei primi suoni tanto strani del idioma nordico!

Poi andranno a Coira.

Dio, recarsi a Coira! Così lontano, dove si parla appunto la lingua nuova! Ma perchè poi? Perchè non potremmo continuare i nostri studi nella vicina Locarno?

Non c'è il permesso di esercitare la carriera magistrale nel nostro Cantone con una patente acquistata in un altro Cantone.

Ed eccoci da un giorno all'altro trasportati in un ambiente tutt'affatto nuovo. Quante lacrime nei primi giorni, quante volte è preferibile il nostro villaggio, la nostra tranquilla e piccola scuola! E poi questa benedetta lingua aspra e cruda! Quanti risolini sulle bocche delle nuove compagne! E si che credevamo di parlare benissimo il tedesco!

Ma pazienza, a poco a poco ci si abitua a tutto. Non è d'uopo disperarsi, che ancora alla Cantonale la nostra lingua non si trascursa. Gli italiani (i normalisti italiani) formano una sezione a loro. Sei ore per settimana sono dedicate al puro studio della lingua materna. Nelle altre lezioni verranno a contatto con tedeschi e romanci. Ogni tanto qualche scaramuccia, nulla di male. L'esperienza ci insegnà molte

cose e anzitutto a comprenderci e a tollerare. Già la nostra è una piccola vita con tutte le gioie e tutti i dolori della grande vita. Piccola vita che rimarrà sempre come uno dei ricordi migliori della nostra esistenza. E più tardi apprezzeremo i vantaggi che la nostra dimora a Coira ci ha dato, sia riguardo alla lingua, sia riguardo al contatto con compagni d'altra lingua. L'apprezziamo, ne sono certa.

Churerbrief

Georg Toppa, Chur

Es war kurze Zeit vor den Osterferien. Da flog eines Tages die frohe Botschaft durch das Land: der Frühling will kommen vom Süden her! Welche Überraschung! Wie angenehm wurde uns zumute! Drei Monate lang hatte uns ein grimmiger Bündnerwinter regiert; der eisige Frost hatte uns manchmal Nasen und Ohren gebeizt. Unsere liebe alte Hauptstadt am Fuße des Mittenberges und im fühlen Schatten des Pizokel hatte, eingehüllt in einen dichten weißen Mantel, von der Zukunft oder von der lieben Vergangenheit geträumt. Flog unser Blick vom stillen Kämmerlein hinauf in unsere engere Heimat, ins Oberland oder hinunter ins Rheintal, so sah er überall das Regiment des Winters. Nur unten in der Rheinebene oder an der sonnenbeschienenen Mittenberghalde, wo des Bischofs Reben wachsen, hatten die Sonnenstrahlen ein paar Flecklein frei machen können, die melancholisch aus der weißen Pracht hervorstachen. Die ganze Landschaft sehnte sich nach der Befreiung von der schweren Schneedecke.

Immerhin brachte der heurige Winter uns Schülern der obersten Seminarclasse manch schöne und bleibende Erinnerung fürs Leben. Ich denke an unsern Skifurs in Churwalden mit seinen herrlichen, zauberhaften Tagen, den ein Mitschüler schon in einer früheren Nummer unserer Beilage geschildert hat.

Als aber König Lenz seine Ankunft mit Höhnsturm und lauwarmen Mondnächten meldete, waren wir doch froh. Ebenso herzlich wie dem Winter galt unser Willkommgruß diesmal dem lieben Mai, der das Land mit einem Blumenteppiche bedekte. Der Schnee musste Platz machen; aus der befreiten Erde drängte sich die buntfarbige Pracht: Schlüsselblumen, Maßliebchen und Veilchen streckten vorsichtig ihre zarten Köpflein aus dem Boden und begeistern die poetisch veranlagten Naturen zu einem heimlichen Gedicht. Die Vöglein zwitschern unsere alte Curia aus ihrem Winterschlaf wach, und die Stadt scheint sich zu verwundern, wie auf einmal zartes Grün sich um ihre lieben Mauern und Gassen schlingt. — Am Sonntag sind unsere „Boulevards“ — die kastanienumsäumte Loestraße,

die sich bis an den Saum des Fürstenwaldes hinzieht, und die Maladererstraße, die sich in langem Zuge durch das Schanfiggertal bis nach Arosa fortsetzt — von klein und groß bevölkert.

Nur oben am Calanda, der mit seinem breiten Rücken das Bündnerland gegen Nordwind und Sturm schirmt, herrscht noch Stille; dort schimmert noch manch weißes Spitzchen.

Herrlicher Frühling flutete durch unsere Täler, als am Samstag vor dem Palmsonntag unsere Alma mater ihre Pforten schloß und ein halbes Tausend fröhlicher Scholaren in die Osterferien wanderten.

Aber nicht alle zogen fort. Einige wollten eine geistige Auferstehung feiern, die übernatürliche, vergeistigte Parallele zur Frühlingsauferstehung. Wenn am Karbonnerstag nach dem Gloria die Glocken schweigen und die Orgel verstummt, dann ziehet Trauer in die Kirche ein; denn der liebe Heiland ist gestorben. Aber siehe, am Ostermorgen verkündigen die Glocken ein mächtiges Alleluja, und die Menschheit feiert das große Wunder der Auferstehung. Das ist der Triumph der Erlösung; das Lenzerwachen ist nur ein schwaches Abbild dieser glorreichen Auferstehung. Darin liegt auch der tiefe Sinn, weshalb schon seit einigen Jahren gerade um diese Zeit eine Einrichtung bei uns eingesetzt wurde, die sich bestrebt, der modernen Jugend zur Erneuerung und Verjüngung der Seele zu helfen. Alljährlich werden in der Karwoche dreitägige Jünglingserzerzüge im idyllisch gelegenen Zizers abgehalten und zum größten Teil von uns Schülern besucht.

Als am Samstag die andern Kameraden sich in die Ferien begaben, da versammelten wir uns am Bahnhof, zwei Dutzend Blaufäppler, Seminaristen, Gymnasiasten, Handelschüler, Techniker und einige wenige andere Freunde. Geschwollt von Erwartungen, neugierig der Dinge, die da kommen sollten, pilgerten wir hinaus nach Zizers, während diejenigen Freunde, die schon einmal diese Seelenfahrt erprobt hatten, Herrliches erwarteten. Im St. Johannisstift wurden wir überaus freundlich empfangen. Der Exerziermeister, H. H. Prof. Alfred

Gökel aus Feldkirch, scheuchte mit seinem goldenen Humor die letzten Sorgen aus den jungen Häuptern. Damals ahnte er wohl nicht, daß diese Exerzitien die letzten sein sollten, die er leiten durfte; sie bildeten sein geistiges Testament. Kurz nach Ostern erschütterte uns die unfaßbare Nachricht von seinem plötzlichen Hirschiede. Darin liegt ein weiterer Grund, seine Worte und Ratschläge in treuem Andenken zu bewahren. Ueberdies empfing uns ein ehemaliger Mischüler, der vor zwei Jahren den Flug aus unserer Schule ins Noviziat nahm. Ihm wurde die verantwortungsvolle Aufgabe übertragen, uns als Angelus zu betreuen.

Schnell, ja allzu schnell verflogen diese herrlichen Tage weihevoller Einsamkeit und Gottesnähe. Der schlichte Papierbogen, auf dem die Worte prangten: „Fliehe, schweige, ruhe!“ die geregelte Tagesordnung, die wunderbare Stimmung der Sammlung und das ordentlich gut beachtete Still-schweigen bildeten den Rahmen zu den Vorträgen, mit denen der seelenkundige Exerzitienleiter uns in die Probleme und Wahrheiten unserer heiligen Religion führte und das Ideal des Aufwärtsstrebens in unsere Seele zauberte. Als am Mittwochmorgen beim Frühstück die Jungen sich wieder lösten, da durfte der Schreiber dieser Zeilen wohl im Namen aller den herzlichsten Dank aussprechen an jene, die zum Gelingen der Exerzitien beige-tragen hatten. Ich möchte allen, denen es beschieden ist, noch weitere Jahre an der Kantonsschule zu sein, warm ans Herz legen, einmal hineintauchen in diesen frischen Jungbrunnen der Seele. Gerade wir, die studierende Jugend, haben die Ehrenpflicht, mit dem guten Beispiel voranzugehen. Neben der Körperkultur, die an unserer Schule so eifrig betrieben wird, soll auch die Kultur der Seele blühen. Exerzitien sind auch Sport, aber Sport höherer Art, Seelensport. —

Am Tage nach dem weißen Sonntag strömten aus allen Bergwinkeln die Musensöhne, erfrischt und gebräunt, aus den Osterferien wieder in unsere alte Curia Raetorum, um ihre Arbeit mit neuem Fleiß fortzusetzen. Das letzte Semester! Schon nähert sich das Gespenst des Examens, und hinter ihm liegt das Leben mit seinen vielen Hoffnungen und Fragezeichen. Während draußen der schöne Mai leuchtet und glitzert in tausend Farben und Formen, pulsirt durch die Räume unserer Schule das gewohnte Leben. — Unsere beiden Turnvereine rüsten sich auf das kantonale Turnfest in Thusis, das ihre Mühen mit einem Lorbeerfranze krönen soll. Unsere Kadettenmusik schmettert in fleißigen Übungen ihre schönsten Melodien in die sommerliche Natur hinaus. Am Himmelfahrtstage hat sie ihre wundersamen Weisen auf dem Musiktag in Glims erklingen lassen und zu den alten Erfolgen

einen neuen Triumph sich erworben. Von Zeit zu Zeit versammeln wir Katholiken der obersten Klassen uns mit unsren Kameraden vom Gymnasium und Technikum zu unserm freundschaftlichen Zirkel, in welchem wir uns bei lehrreichen Referaten und geistesprühender Diskussion als die Könige der Welt fühlen, die vor keinem Problem Halt machen, und die mit nie verlegener Jugendweisheit die Welt verbessern. Das kleine Orchester der Churer Jünglingskongregation braucht unsere Hilfe. Wir stellen die Elite unserer Geiger, Trompeter und Pianisten; dann schmeicheln wir uns als Entr'acte-Musik mit unserer Kunst in die Ohren und Herzen der Zuhörer hinein, wenn irgend ein kath. Verein unserer Stadt unsere Mitwirkung braucht.

So flieht das letzte Semester dahin. Erinnern wir uns der verflossenen Jahre, so tauchen verschiedene Träume auf, Träume von frohem Hoffen und stolzen Plänen. Schauen wir hinein in die Zukunft, so sehen wir im Geiste eifriges und zielbewußtes Streben und manches fragende Kinderauge, das unschuldig zu uns aufblickt. Wir sehen so manches junge Leben, in das wir nun hineindringen und dem wir die ersten Keime des Wissens und der Tugend einpflanzen sollen. Wir erblicken Lebens- und Ewigkeitswerte, die auf uns warten als auf den fundigen Sämann, und da möchte es uns beinah überkommen wie ein bisschen Bangigkeit, wie ein heimliches Heimweh nach den entchwundenen Jahren. Doch dann erhebt uns wieder der Gedanke, daß jetzt das Leben auch endlich von uns seinen Tribut fordern wird, und daß unser Wirken und Streben, so wichtig und schwer es auch sein mag, seine Vollendung finden wird in der Hilfe und mit dem Segen dessen, der auch die bisherigen Jahre segnete. Diese unsere freudige Lebenszufriedenheit bannt das leise Gefühl der Schwermut. Wenn auch bald der Tag kommt, an dem das Schicksal viele liebe Kameraden zerstreut nach Ost und West, wir nehmen den Kampf mit dem Leben auf, jeder an dem Ort, an den ihn der Herrgott hinstellt. Sind wir dann auch fern voneinander, so werden liebe Erinnerungen an unsere Schulzeit doch das Band bilden, das uns untrennbar zusammenhält und das die Worte wahr machen wird, die wir so oft im frohen Liede sangen: „Wir bleiben die Alten!“

Mitteilungen der Schriftleitung.

1. Der französische Beitrag in der letzten Nummer hat vielfache Zustimmung und Anerkennung gefunden. Es ist zu erwarten, daß auch der in eleganter Italienisch abgesetzte Gruß aus Chur ebenfalls manchem sprachenkundige Leser Freude bereiten wird.

2. Die nächste Nummer erscheint vierseitig. Beiträge werden bis 1. Oktober erbeten.

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schwyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Morgenlied der Seminaristin — Vom Alltag im Seminar — In die Ferien — Ein Ferienerlebnis
Junge Lehrerin — Mitteilung der Schriftleitung —

Morgenlied der Seminaristin

5 Uhr ...

Hinaus aus dem dumpfen Federpfühls,
Hinaus, wo frisch der Morgenwind,
Wo gold'ne Sonnenfünklein hold
Uns streichen um die Stirn so lind!

Dort wird das Herz uns wieder warm,
Dort wird die enge Brust so weit,
Dort steht die liebe Muse schon
Mit ihrem Füllhorn gern bereit.

Darum hinaus mit frischem Mut
Und weg mit finstrer Grübelei!
Der junge Morgen lacht so hell,
Er macht die Seele froh und frei.

Hedwig Odermatt, Stans.

Vom Alltag im Seminar

Ganz ruhig ist es im Seminar nur zur Nachtzeit. — Oft nicht einmal dann! — — Sonst aber regt sich immer etwas und wären es auch nur die Rächen, deren etliche in der Seminarküche die Kost beziehen.

Während der Nacht also ist es im Seminar ganz ruhig. Nur vom Brunnen im Hofe verhallt das Plätschern des Wassers in der lieblichen Nacht, und nur der Mondenschein lacht so friedlich in diese feierliche Stille. Wer würde glauben, daß in diesen Räumen so viel jugendliche Kraft schlummert!

Doch um fünf Uhr und selbst im Winter — oh, so entsetzlich früh! — schon um halb sechs Uhr regt es sich plötzlich, wie wenn man mit einem Stock in einen Ameisenhaufen stößt und die Kämmerlein der niedlichen Tierchen zerstört. Ja, so etwas Ähnliches hat der Pedell getan, indem er mit der Hausglocke das Zeichen gab, daß die Schlafenszeit ein Ende genommen habe.

Es wird da und dort Licht gemacht. Jetzt heben sich auch schon die großen halbrunden Fenster des Studiersaals in der Dunkelheit ab. Sie sind der

Aushängeschild und melden ins Dorf hinunter: Ihr Leute von Hitzkirch, schaut, hier oben sitzen die jungen Luzerner-Lehrer schon wieder hinter den Büchern!

Aber sie sitzen gerne hinter den Büchern, sie studieren freudig und eifrig; denn sie wissen gar zu gut, wie schnell die Zeit vergeht. Die Viertelstunden eilen, daß man der Uhr kaum traut. Und wie leicht ist eine solche Viertelstunde vertändelt, verschertzt! Arbeit hat man natürlich mehr als genug, so daß man oft nicht weiß, wo man beginnen sollte. Wer nicht gelernt hat, die Zeit einzuteilen, ist geliefert. Ja, oft scheint es durchaus unmöglich, mit den Aufgaben fertig zu werden. Einen Paragraphen, der zu lernen war, nicht durchgelesen zu haben, macht zwar dem Seminaristen keinen Kummer; aber eine schriftliche Arbeit nicht erledigen und dabei doch die Seelenruhe bewahren: das können nur wenige.

Verrannen vorher die Viertelstunden wie Augenblicke, so dünken sie einen während der Schulmesse wie halbe Ewigkeiten. Aber das nützt alles

nichts. Das letzte Evangelium ist und bleibt am Schlusse der heiligen Messe.

Aber auch nachher ist keine Gelegenheit zum Studium mehr. (Es sei denn, daß einer das Morgengessen auf den Abend verschieben will.) Es packt jeder seine Beige Bücher unter den Arm und eilt ins Klassenzimmer, um ja die letzte, kostbarste Minute noch auszunützen, um allermindestens den Paragraphen noch einmal durchzulesen.

Der Klassenordner springt noch an den Brunnen, um den Schwamm zu waschen. In der Eile hat er vergessen, die Kreide zu spitzen. Jetzt ist es schon zu spät. Es hat geläutet. Kommt der Professor und findet ihn nicht am Platz, dann bewölkt sich der Himmel; und Morgengewitter sind gefährlich. Es verläßt daher keiner mehr seinen Platz. Der eine denkt ruhig über etwas nach, ein anderer spitzt schon seit einer Viertelstunde den Bleistift, ein dritter plappert schon zum zwanzigstenmal eine Definition vor sich hin; denn er wird drankommen. Andere schwatzen miteinander, natürlich nur solche Sachen, die der Professor hören dürfte; denn er kann jeden Augenblick unter der Türe steh'n. —

Im Hof draußen ist es nun stiller geworden. Der Pedell zündet sein Pfeischen an und beginnt Holz zu spalten. Er hört eine Türe gehen und sieht den Professor ins Klassenzimmer eintreten. Durch die geöffnete Türe hört er, daß die Schüler aufstehen. Noch ein kleines Geräusch: das Schließen der Türe, und — — drin ist er. Nach etwa fünf Minuten ist in jedes Schulzimmer der Professor eingetreten, und nun verstummt auch das Gemurmel, das man aus den Fenstern heraus noch hatte vernehmen können.

Und nun ist der Glücklichste von allen — — der Pedell. Er raucht sein Pfeischen und spaltet Holz, solange es ihm beliebt. Ist es ihm verleidet, legt er das Beil weg. Was kümmert ihn das Gesetz von der Erhaltung der Arbeit? Was kümmert ihn die Mathematik? Ob der Holzstock ein Prisma oder ein Zylinder sei, was kümmert ihn das? Wenn er nur gut steht und die richtige Höhe hat. Und da entscheidet er selber, und kein Professor wird ihm ein Wörtlein hineinregieren. Es kann ihm niemand verweigern, daß er die ganze Stunde müßig sitzt, bis plötzlich ein Seminarist über den Hof springt. Es ist der Glöckner. Sobald die Turmuhr die Stunde schlägt, läutet er mit der Hausrücke. Die erste Unterrichtsstunde ist vorüber. Nehmen wir an, sie sei gut vorbeigegangen! Das wäre zum Beispiel dann der Fäll, wenn gar keiner aussaen möchte.

Die Türen der Klassenzimmer öffnen sich. Der Professor hat die Stunde beendigt und verläßt das Zimmer. Gewisse Professoren sind in dieser Beziehung sehr pünktlich. Und gewisse andere Professoren sind in der gleichen Beziehung oft sehr unpünktlich. Man hätte es ihnen schon oft gerne gesagt, daß sie eigentlich von dem Augenblick an, da es geläutet hat, im Schulzimmer nichts mehr zu befehlen haben. Aber es geschehen Dinge auf Erden, man weiß nicht, von wannen sie kommen.

Bei schönem Wetter spazieren die Seminaristen während der Pausen im Freien. Hastig kommen sie aus dem Zimmer heraus. Gerade so verlassen die Hühner ihren Stall, wenn die Bäuerin den Schieber lupft. — Der eine spaziert allein. Er hält ein Buch in den Händen; er studiert. Ein anderer läuft an den Brunnen, wo er den Schwamm putzt. Er ist in dieser Woche Klassenordner. Ein dritter ist sehr aufgereggt. Er sucht einen Schüler einer bestimmten Klasse. Man hört ihn fragen: „Du, ist er gut aufgelegt? Hat er ausgefragt?“ Und wird ihm die letzte Frage bejaht, dann kehrt er schleunigst ins Klassenzimmer zurück und beginnt aus Leibesträften zu studieren. Andere spazieren miteinander im Hof oder auf dem Turnplatz. Sie disputieren lebhaft. Jeder versucht seine Meinung und sucht sie dem andern klarzulegen. Wer wollte bestreiten, daß sie sehr gelehrt und gescheit sprechen?

Nach zehn Minuten läutet der Glöckner. Gerade jetzt, da es einem da draußen zu gefallen anfängt, muß man wieder ins Klassenzimmer! Der Hof leert sich. Es wird still. Die zweite Unterrichtsstunde hat begonnen.

Der Pedell kann wieder ausruhen und findet endlich Zeit, sein längst erloschenes Pfeischen anzuzünden. Wie tun ihm die ersten Züge so wohl! Sein Behagen ist nicht zu vergleichen mit demjenigen eines Seminaristen, wenn er vernimmt, daß er den besten Aufsatz geliefert habe. Ihn drücken ja keine Sorgen. Er muß nur aufpassen, daß er mit der „Küchenmannschaft“ gut auskommt.

Es kommt ihm aber nichtsdestoweniger eine recht große Bedeutung zu. Er ist eigentlich die vollziehende Behörde im Seminar. Was nützt es den Professoren, daß sie nach Herzenslust Arrest aufdictieren, wenn nicht der Pedell den Jöglings einsperrt und dafür seine 20 Rappen einkassiert? Oder was nützt es dem Erziehungsrat, daß er im Reglement verfügt, die Seminaristen hätten sich am Abend zur bestimmten Stunde im Seminar einzufinden, wenn nicht auch hier wieder der Pedell dafür sorgt, daß ja kein Schäflein verloren geht?

Wenn dann die Sterne am Himmel scheinen, wenn selbst im Studiersaal kein Licht mehr ist, dann hat er noch das letzte und wichtigste Geschäft des Tages zu vollführen: er schließt die großen Torflügel zu. Die Bedächtigkeit und Würde, mit der er das tut, läßt erkennen, daß er die Wichtig-

keit des Augenblicks erfaßt. — Der Schlüssel ist umgedreht. —

Jetzt sind die Schritte im Gang schon verhallt. Warte nur! Bald ruhest auch du. —

Anton Meyer, Hitzkirch

In die Ferien

Zwei Tage in den Ferien haben einen besondern Charakter. Sie häften nicht vorüber wie die anderen Ferientage. Es sind der Tag des Ferienanfangs und der des Ferienabbruches. —

Eine merkwürdige Unruhe herrscht im Schlaaskaal. Es summt wie in einem aufgescheuchten Bienenkasten, obwohl der Pedell noch nicht geläutet hat. Endlich fängt die Glocke an zu bimmeln. Aber sie hat nicht den gleichen Klang wie sonst. „Du hast mich für eine Weile das letztemal aus dem Schlaß gestört,“ denke ich mit einem nicht geringen Lustgefühl. Heute braucht es keinen Kampf. Der Stundenufer hat seine Tätigkeit eingestellt. Er erschreckt keinen mehr mit dem Ruf: „Noch eine Minute!!“

Nirgends kommt mir ein verschlafenes Gesicht entgegen. Alle haben heute eine fröhliche, erwartungsvolle Miene aufgesetzt.

Wie ich aus dem Schlaaskaal trete, erblicke ich eine ganze Reihe von Koffern. Bei ihrem Anblick kommt mir dies und jenes in den Sinn, das ich noch einpacken sollte. Bis ich aber zur Ausführung schreite, habe ich die Hälfte wieder vergessen. Es ist ein ewiges Deßen und Schließen des Koffers.

Auch beim Morgenessen geht's fröhlicher zu als sonst. Keinen quält der Gedanke: „Heute fahre ich ab!“ Denn der Würfel ist bereits geworfen. — Die letzten zwei Unterrichtsstunden vermögen uns nicht mehr stark zu fesseln. Meine Gedanken sind nicht mehr innerhalb der kahlen Seminarmauern. Sie sind geslohen, weiß Gott wohin. —

Gegen Mittag wird die Stimmung etwas gedrückter; denn zum Abschluß des Semesters werden noch die Zeugnisse ausgeteilt. Einige zittern vor Erwartung und nehme die Noten mit scheuer Ehrfurcht entgegen. Sie werfen einen flüchtigen Blick darauf. Einige stecken die Zettel schmunzelnd ein, andere weiten die Augen und falten die Fingern langsam, misstrauisch zusammen. — Bis man aber in Gelfingen ist, sind die Noten schon stark in den Hintergrund getreten.

Ein Signal ertönt, und der Seetalner kommt herangebraust. Freudig steige ich ein. Kaum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so durchschallt schon das bekannte Lied auf die Seetalbahn den

Wagen, zum großen Ärger des für seine Linie begeisterten Kondukteurs. — In Luzern bummeln wir den ganzen Nachmittag umher.

Inzwischen ist es halb sieben Uhr geworden. Der Bernerzug steht schon längst bereit. Die Hinterländer und die aus dem „Schwarzen Erdteil“ verabschieden sich von den andern Seminaristen. Im Wagen hört man den Seetalerdialekt nicht mehr; die Sprache der Heimat tönt lieblich an mein Ohr. Wir unterhalten uns gemütlich, und bald sind wir in Wolhusen, wo die Hinterländer von uns scheiden.

Der Zug hat die Emme überschritten und wir befinden uns im Heimatlande Entlebuch. Die untergehende Sonne vergoldet die Berge, und uns ergreift eine eigenartige Stimmung. „Mögen sich die Seetalner nur lustig machen über unser Ländchen, es gefällt mir immer noch gut,“ unterbricht einer von uns das Schweigen. — Dann aber schafft sich die Gemütlichkeit wieder Bahn, und die Zeit vergeht so schnell, daß fast unerwartet der Ruf des Kondukteurs erschallt: „Escholzmatt!“

Wie ich durchs Dorf schreite, schlägt's vom Turme acht. Es ist der alte bekannte Ton, der vom hohen Turm herab schallt und sich in der Abendluft verliert. Es kommt mir der Stundenschlag von Hitzkirch in den Sinn, der fast immer nur an die Arbeit mahnte, und in mir steigt das Gefühl der Freiheit auf. Ich treffe Kameraden, mit denen ich in der gleichen Schulbank saß, und allerhand Erinnerungen werden hervorgerufen.

Nachdem ich mich eine gute Viertelstunde vom Dorf entfernt habe, taucht in der Dämmerung ein altes Bauernhaus mit einem großen Schindeldach auf. Ein Bächlein fließt vorbei, dessen Wasser unaufhörlich gleich und eintönig rauscht. Es ist das Vaterhaus. Das ganze Leben zieht wie in einem Bild an mir vorüber.

Im Vaterhause ist's doch so heimelig! Die niedere, kleine Stube, wie ist sie doch ein Gegenbild zum großen Studiersaal mit seinen kahlen Wänden und seinen mit Büchern überladenen Pulten! Noch beim Einschlafen gehen mir zwei schöne Worte im Kopfe herum: Daheim! Ferien! —

Albert Lischer, Hitzkirch.

Junge Lehrerin

Ein Sommertag. Die goldenen Sonnenfunken
Sie stiegen längst empor im fernen Osten.
Sie schienen in ein Meer von Licht zu tunken
Mein erstes Reich und meinen neuen Posten.

Ach, nur ein Tag, nur ein'ge wen'ge Stunden!
Schon ist vorbei die Zeit der hohen Würde.
Doch wieviel Schönes hab' ich dort gesunden,
Wie süß erschien das Doch, wie leicht die Bürde!
Hedwig Odermatt, Stans.



Ein Ferienerlebnis

(Redner, sei vorsichtig!)

Auch in unserem Dorfe wird jedes Jahr am ersten August eine kleine Feier veranstaltet. Am Abend versammeln sich die Bürger der Gemeinde auf dem Dorfplatz, wo die Musikgesellschaft flotte Vortragsstücke ertönen lässt und wo ein hübsches Feuerwerk die Augen entzündt. —

Soeben hatte die Musik das ergreifende Lied „O mein Heimatland, o mein Vaterland“ beendet, als der dicke Wirt auf den Platz trat und mit schnatternder Stimme ankündigte: „Um der großen Bedeutung des Tages willen wird Herr X. X. eine vaterländische Rede halten. Man bittet, dem achtbaren Redner ein geneigtes Ohr zu leihen.“

Aller Augen waren auf den Redner gerichtet, als wollten sie seine Tüchtigkeit abschätzen. In einen tadellos sitzenden Frack gekleidet, jung und von hohem Wuchs, machte er auf die Versammlung den besten Eindruck. Mit einem umfangreichen Manuskript in der Hand begab er sich zu einem Tischchen und begrüßte die Menge mit gewählten Worten. Dann hub er an: „Luzerner, Bürger, Eidgenossen! 1291, 1386, 1798 und 1848 sind wichtige Daten der Schweizergeschichte.“ . . . Er fuhr fort. Gleichzeitig, von lebhaften Gebärden begleitet, folgten die ersten Sätze. Doch, ich weiß nicht, ob ihm der Stoß ausging oder ob er müde war vom Stehen, genug, er konnte nicht mehr weiter . . . Ein vielstimmiges Hallo ertönte. Der von allen Göttern verlassene Redner hätte um ein Haar mit dem Boden Bekanntschaft gemacht, nur dank seiner Geschwindigkeit konnte er den Arm als Stütze gebrauchen. Schnell rettete er sich auf den Stuhl. Als das Gelächter etwas leiser wurde, entschuldigte sich der Redner gebührend. Hierauf setzte er seine Ausführungen fort, aber nicht mehr

in freiem Vortrag, sondern als Vorlesung. Um die Wirkung seiner Worte zu erhöhen, verstärkte der Mann seine Stimme. Aber es dauerte nicht lange, so war er heiser, und weder Wein noch Wasser konnten ihn von diesem Uebel befreien.

Die Zahl der Zuhörer verminderte sich. Wiederholt wurde der vom Glück verlassene Jünger der Vortragskunst durch Zurufe unterbrochen, und endlich brachte ihn das Eingreifen der Musik zum Stillschweigen. Der Redner wurde wütend ob der ihm angetanen Schmach, und nach Beendigung des Marsches rief, nein krächzte er so laut er nur konnte: „Da ich in so grotesker Weise in meinem Vortrag unterbrochen wurde, werde ich nicht mehr sprechen und meine Worte dankbaren Zuhörern anvertrauen.“ — Unter dem Geschrei und Gelächter der Jugend zog sich der Festredner zurück.

„Wer ist denn dieser Maulheld?“ wurde überall gefragt.

„Wahrscheinlich einer, der sich Rede und Frack geborgt hat.“

Genaues wollte niemand wissen. —

Anton Kaufmann, Hitzkirch.

Mitteilung der Schriftleitung.

Die nächste Nummer erscheint achtseitig. Beiträge werden bis spätestens 1. Dezember erbeten. Besonders erwünscht sind gute wissenschaftliche Arbeiten. Unsere Beilage soll etwas Abwechslung bieten. Diesmal enthält sie vorwiegend Stimmungsbilder aus dem Seminarleben. Möge manches ergraute Haupt darob der eigenen Seminarzeit gedenken!

Seminar

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Schriftleitung: Georg Schnyder, Seminarlehrer, Hitzkirch

Inhalt: Etwas vom Faust — Burgruine Lieli — Pater Placidus à Speischa — Von fernen Sonnentagen — Crux de cruce —

Etwas vom Faust

Im letzten Seminarblatt las ich die Nachschrift der lit. Schriftleitung, welche gute wissenschaftliche Beiträge wünscht. Ich bilde mir nun gar nicht ein, der Aufforderung gerecht werden zu können im Sinne der Notiz; aber einen bescheidenen Versuch wage ich mit meinen nachfolgenden Ausführungen doch.

Wir hatten beim Erscheinen der letzten Nummer eben „Faust“ behandelt. Mit ungeheurer Freude und großem Interesse, auch mit ein wenig Ehrfurcht, fast mit Scheu wagten wir uns an Goethes Meisterwerk. Wie oft rückt uns die vorlaute Glocke allzu früh aus Fausts tiefster Gedankenwelt! — „Faust“ gleicht einem Meer; so tief und weit erscheint er mir. Jeder einzelne Gedanke birgt ein Meerlein in sich, das man durchsuchen und durchforschen kann, vorwärts und rückwärts, auf und ab — und doch scheint man nie auf den Grund zu kommen. Alle diese Meerlein geben zusammen wieder ein einziges, großes Meer: das ist „Faust“.

Wir haben den Helden durch sein stürmisches Leben begleitet. Wir wachten mit ihm in seinem Studierzimmer in jener Karlsamstagnacht, da es so düster war in seiner Seele, bis die Osterglocken auch für ihn Auferstehung läuteten. Mit heimlichem Grausen sahen wir ihn den Vertrag mit Mephisto abschließen und folgten ihm dann auf seiner Fahrt durch die kleine Welt. Weder das Treiben in Auerbachs Keller, in der Hexenküche und in der Walpurgisnacht, noch die Liebe zum unschuldigen Gretchen können seinen Durst stillen. Wird es die große Welt können? Die sade Vergnügungs sucht am Hofe ekelte seine große Seele an. Helena vermag er nicht dauernd an sich zu fesseln. Sein Tatendurst verlangt mehr. Er vollbringt ein Riesenwerk im Dienste der Menschheit: die Trockenlegung eines Meeresteils. Großes vollbringen — Menschen beglücken: das kann ihn

befriedigen. Und so spricht er das bedeutungsvolle Wort: „Im Vorgefühl von solchem hohen Glück, genieß ich jetzt den höchsten Augenblick“ — Fausts letztes Wort.

Den Abschluß der Behandlung bildeten unsere mündlichen Vorträge. Jede einzelne Schülerin durfte über ein selbstgewähltes Thema referieren. Und wenn auch zwei das gleiche wählten — umso besser: dann war es erst recht interessant. So wurde unter anderm gesprochen über: Faust und der faustische Mensch von heute — Mephisto — „Ich weiß nicht, soll ich . . .“ — Faust und Wagner. — Wie finden wir in der Gestalt Fausts Goethe wieder? — „Alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift.“ — Faust und Helena. — Euphorion. — Fausts Sühne? etc. etc. Mir entsprach „Mitternacht“ am besten. Und was ich zum Abschluß unserer Faustlektüre gesprochen, das wage ich nun dem Seminarblatt zu übergeben:

Wiederum webt die Nacht über der Erde, die schwarze, sternlose Mitternacht. Still und dunkel ist's wie in jener Oster nacht, da Faust einsam in seinem Studierzimmer saß, an Gott und sich selbst verzweifelnd; dunkel wie in der wild romantischen Walpurgisnacht, als er mit den Hexen tanzte; still und dunkel wie damals, da er unter dem südlichen Nachthimmel umherirrte und die griechischen Götter nach Helena fragte. Und wieder sucht Faust, der Unerträliche; doch jetzt ist sein Ziel ein anderes. Er ist hundertjährig. Da müssen ihm Gedanken kommen vom Tod und Fragen nach dem Jenseits. — So liegt er auf seinem Lager, den Schlaf suchend und doch ihn fliehend. Da glaubt er draußen vier Gestalten kommen zu sehen, schwarz, schattenhaft. Er täuscht sich nicht. Vier graue Gespenster wollen in sein Gemach eindringen: Mangel, Not, Schuld, Sorge. Was wollen Mangel und Not in Fausts Palast? Sie haben keinen Zutritt. Und die Schuld? Sie kann ein

zweifaches bedeuten: Schuld, Geldschuld, die kennt der Reichtum nicht. Aber Schuld-Sünde? Wohl findet sie sich im Prunkgemach des Reichtums und in den Kellerwohnungen der Armut. Doch der Reiche kennt kein Schuldgefühl. Was gilt ihm die Moral des Volkes? Er weiß nichts von Reue, von Schuld, sie muß vor dem Tore seines Palastes umkehren. Doch die Sorge erzwingt sich den Zutritt. Sie kommt durch verschlossene Türen und verriegelte Fenster; sie „schleicht sich durchs Schlüsselloch ein“. Sie ist die Gefährtin des Alters.

Faust sah vier kommen, drei nur gehen. Er hörte wohl etwas wie Stimmengeflüster. Doch was war der Sinn der dunklen Rede? Nur Not — Tod hörte er — er ist ja ein Greis, dem solche Gedanken kommen können. Und doch, auch der hundertjährige Faust will noch nicht sterben. Noch hat er sich nicht ins „Freie gekämpft“, noch immer sucht und forscht er nach Erkenntnis, obwohl sein Suchen und Forschen mit ihm bedächtiger geworden. Und jetzt, am Ende seines Lebens, will er die Magie von seinem Pfad entfernen. Er hat geglaubt, durch sie Befriedigung zu finden, durch sie von allen Fesseln befreit zu werden. Und doch erkennt er jetzt, wie unrecht sie ihn gemacht. Der Vertrag mit Mephisto düngt ihn eine Last. Er möchte sie abschütteln. Doch hat er sich so sehr daran gewöhnt, daß er nicht weiß, „wie er ihn meiden soll.“ Allen Zauber möchte er von sich werfen und als Mensch, als Mann allein der Natur gegenüberstehen. „Dann wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“ — Bis jetzt hielt die Magie die Sorge von ihm fern. Nun hat er auf jede Zauberei verzichtet. So mag die Sorge versuchen, Faust, den Unbändigen, in ihre Gewalt zu bringen. Ob es ihr gelingt?

Unsichtbar erscheint sie ihm, sie, die „stets gefunden, nie gesucht, so geschmeichelt wie verflucht.“ Auf ihre Frage: „Hast du die Sorge nie gekannt?“ weiß er keine Antwort. Soll er „ja“, soll er „nein“ sagen? Er hatte nie Zeit, sich nach der Sorge umzusehen. Er ist „nur durch die Welt gerannt.“ Was er erreichen konnte, das ergriff er, um es zu genießen. Doch seinem Geist genügte nichts. Immer Neues suchte er, und alles, alles ließ er unbeschiedigt wieder fahren. So hat er sein Leben durchgestürmt. „Nun aber geht es weise, geht bedächtig.“ Sein Stürmen und Drängen ist einem ruhigen, abgellärtten Suchen gewichen. Er weiß, daß sein Erkennen nicht über die Welt hinaus gehen kann, oder, wie Goethe anderswo sagt: „Wir wissen von keiner Welt als in bezug auf den Menschen.“ — Wenn der Dichter hier Faust sprechen läßt:

„Tor, wer dorthin (ins Jenseits) die Augen blinzelnd richtet, sich über Wolken seinesgleichen dichtet.“ so ist das durchaus keine Gottes- und Jenseitsleugnung. Vielmehr weist Faust damit

einerseits die Art und Weise von sich, wie er früher das Jenseits betrachtet, nämlich „blinzelnd“, das heißt unklar, undeutlich, ohne eine bestimmte Weltanschauung; anderseits weist er durch die Worte: „Tor, wer sich über Wolken seinesgleichen dichtet,“ nicht den Gottesglauben an und für sich zurück, sondern die Ansicht, daß Gott den Menschen oder der Mensch Gott gleich sei, die Ansicht, die Faust früher gehabt, wenn er sagt: „Ich, Ebenbild der Gottheit,“ oder „Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen.“ Faust, der Gereiste, weiß jetzt daß Gott unendlich erhaben ist, viel zu erhaben, um mit dem menschlichen Verstand erfaßt werden zu können. In diesem Sinne habe ich Fausts Ausspruch aufgefaßt. —

„Er stehe fest und schaue hier sich um; dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

Faust der Tüchtige, hat eingesehen, daß es genug Aufgaben zu lösen gibt im Diesseits, daß er in erster Linie als Mensch den Menschen nützen soll. Diesen Weg wählte er damals, als ihm der Geisterchor gesungen: „Alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift.“ Damals entschloß er sich, sein ganzes künstliche Leben in den Dienst der Menschheit zu stellen.

Ein solches Leben entspricht ganz Goethe. Er hatte die Ansicht, daß der Mensch tätig sein müsse, daß ein Leben, wie das der Anachoreten der ersten Jahrhunderte des Menschen unwürdig sei. Ihm galt ein tüchtiger, ein im Dienste der Menschheit tätiger Mensch als Ideal. So schreibt er irgendwo: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künstliche Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.“ Und an einer andern Stelle schreibt er: „Noch ist es Tag, da röhre sich der Mann; die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.“

Das ist Goethes — Fausts Leben, ein Leben, in dem er bis jetzt noch keine Zeit gefunden, sich nach der Sorge umzusehen. Er kennt ihren Einfluß auf des Menschen Leben noch nicht. Darum entwirft sie ihm ein nachtdüsteres Bild von ihrem dunklen Wirken: „Wen ich einmal mir besitze, dem ist alle Welt nichts nütze.“ So aber kann sie Faust, dem Tatendurstigen, nicht bekommen.

„Auf gebahnten Weges Mitte

Geht er tastend halbe Schritte — — —“

Ob die Sorge Faust doch schon einmal begegnet?

„Auf gebahnten Weges Mitte

Geht er tastend halbe Schritte — — —“

ist das nicht Fausts Bild in jener schwarzen Oster nacht, da er mitten in der Wissenschaft sich verirrte und keinen Ausweg mehr fand? O, er versteht die Qual, welche die Sorge dem Menschen

bereitet! Ihn ergreift dieses Bedauern mit jenen, die ihrem Wirken verfallen sind:

„Unselige Gespenster, so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen.“

Und jetzt weist er die Sorge zurück. Nie wird er sich ihr ergeben, obwohl er ihre dunkle Macht ahnt:

„Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.“

Trotzdem versucht sie, seinen Tatendrang zu lähmen:

„Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde du's am Ende.“

Faust — blind! Wird die Sorge ihre düstern Fesseln um ihn legen können? Nein, — auch der erblindete Faust ergibt sich ihr nicht. Was küm-

mert es ihn, wenn er nur noch denken, nur denken kann! Was braucht er zu sehen? Wohl herrscht um ihn her diese Finsternis, doch sein Geist lebt und schafft:

„Die Nacht scheint tiefer tief hineinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht.“

Er fühlt seine Tatkraft wachsen. Das begonnene Werk muß sogleich vollendet werden. Was hindert ihn ein körperlich Gebrechen? Noch ist ja sein Geist lebendig, sein Geist, der schon so viel geschaffen, der Tausenden gebietet. Sein Geist allein genügt zur Vollendung des Werkes:

„Dass sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.“

Verena Gluž, Menzingen.

Burgruine Lieli

... Und am See, im Moor
steigt leichter Nebel hervor
und steigt in die Kronen der Eschen hinein
und in die Häupter der Eichen und Pappeln am Rain;
und schleicht am Hügel und Bergabhang
durch Busch und Weg die Gehöfte entlang.

G. A. Herzog.

In hundert Windungen und Krümmungen hat endlich die Nebelchlange ein altes, zerfallenes Mauerwerk erreicht, das sich droben auf dem Lindenberge malerisch abhebt von den buntgefärbten Baumkronen; Herbstwinde streichen durch die Mauerspalten und Trümmerreste und lispeln von



vergangener Zeit und verschollenen Namen. — Esuranten und buntes Blättergewirr schlängen sich empor und stützen sich an den Mauerüberresten der Burg Lieli. Als andere Festen ihres Alters noch trozig zu Tale blickten, war sie schon dem Untergang geweiht; und statt wie einst, stolze Ritter

und schmucke Burgfrauen zu beherbergen, hausen Eulen und Fledermäuse in ihrem Gemäuer. — Und die Norne der Vergangenheit schwebt darüber hinweg und umspinnt sie mit ihren geheimnisvollen Fäden. — Doch ihr Anblick bietet dem Auge etwas Ehrfurchtsvolles. Es ist, als ob sie uns erzähle von altersgrauer Zeit, von der Blüte des Rittertums und des Adels, von Freiheitsdrang und blutigen Kämpfen, aber auch von Frieden, Eintracht und Genügsamkeit. —

„Nünegg“ ist eigentlich ihr Name, den sie der Form ihrer Mauern verdankt, die in einem Neuned die Burggemächer umrahmten. Das Wort Lieli stammt von „Liela“, d. h. „Niele“ oder Waldrebe. Diese Pflanze mag damals, wie heute noch, vielerorts in großen Beständen vorgekommen sein und der neuentstandenen Burg, wie auch dem nahen Dorf den Namen gegeben haben. Von hier aus genießt der Besucher einen herrlichen Blick in den schweizerischen Alpenkranz. Kein Wunder, daß schon die stolzen Römer sich hier vor Zeiten niedergelassen, was uns die Ausgrabungen vom Jahre 1873 auf der „Murmatt“ bezeugen.

Die Anfänge der Burg Lieli sind in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Das edle Ritterhaus steht schon in voller Blüte, als es urkundlich hervortritt. Zwei junge Ritter, Walther und Werner begegnen uns ums Jahr 1220 zuerst in der Geschichte. Die Namen ihrer Eltern sind verklungen, ihre Taten mit ihnen ins Grab gestiegen. Von ihnen selber wissen wir wenig. Sie lebten um die Zeit Friedrichs II., der durch seine „Staufensehnslucht nach dem Südländsmeere“ Deutschland durch seine stete Abwesenheit an den Rand des Verderbens kommen ließ. — Ob wohl einer der beiden Ritter oder einer der späteren Generationen je im Oriente gewesen? Ob sie einst den geheiligten Boden Pa-

lästinas betreten? — Die Geschichte schweigt darüber; aber es ist von ihnen kaum zu erwarten, daß sie zur Zeit der Glaubensbegeisterung, des Tatendranges und der Abenteuerlust ihr Leben müßig auf „Nünegg“ verbringen könnten. — Auch jene begeisterungsrohe Zeit des Minnesanges ging an Lieli nicht spurlos vorbei. Richenza, die Nichte Johanns von Lieli, der Chorherr in Beromünster war, schritt ja mit einem Minnesänger, dem Herrn vom Trostberg zum Altare. Da haben wohl die Mauern Nüneggs gar oft von süßen und hellen Minneliedern widerhallt und reges Festtreiben auf der Burg geherrscht. —

Die Chronik berichtet uns von Ritter Walther, der sechs blühende Kinder sein eigen nannte, während Ritter Werner und dessen Gemahlin Anna kinderlos waren. Wir treffen Walther nicht bloß als schmucken Ritter, sondern auch als Träger des Johanniterkleides, das er nach Ordnung der häuslichen Angelegenheiten wählte, um seine letzten Tage in Gottes- und Nächstdienst zu Hohenrain zu verbringen, wo er 1262 starb. Sein ältester Sohn Walther trat in das damals in Blüte stehende Deutschritterhaus in Hitzkirch ein, nachdem er in der Vollkraft seines Lebens in allen Kämpfen für Ehre und Ruhm ritterlich mitgeschlagen hatte. Über ihn berichtet uns das Hitzkircher-Jahrzeitenbuch unter dem 15. Hornung: „her Walther von liel, ritter, war ein dutschherre und sit in dem fürzeichen zu linker hand als man in die filchen gat . . .“ — Die ältere der beiden Töchter, Anna, ist die Lebensgefährtin des Freien Johannes von Bonstetten. Elisabeth freile der Ritter Hartmann von Baldegg, der seine ganze Kraft ruhmvoll in den Dienst Rudolfs von Habsburg stellte.

Noch einige Namen von Rittern und Frauen von Lieli hat uns die Geschichte überliefert, und sie zeigt uns das Rittergeschlecht bis Ende des 14. Jahrhunderts noch frisch und krafftstrotzend ohne die Spuren des allgemeinen Verfalls des Ritter-

tums. — Doch ein plötzliches schweres Schicksal weihete die stolze Burg dem Verfall, das blühende Geschlecht dem frühen Aussterben. Das Jahr 1386, das die Österreicher bei Sempach so manches teure Leben kostete, ist das Todesjahr der trotzigen Feste. Mit vielen andern österreichischen Burgen des Seetals teilte sie das harte Schicksal, das die siegreichen Scharen der Luzerner-Eidgenossen ihr bereiteten. — Anna ist die letzte des Geschlechtes, die Gattin des Freiherrn Hermann von Grünenberg, der Vogt zu Rothenburg war. Wie wird sie wohl die Schreckensnachricht durchlebt haben? Wie wird sie die Zerstörung ihrer Heimstätte, ihres väterlichen Sitzes, der Burg Lieli beweint haben! —

Was wurde aus den Geschlechtsgenossen von Lieli? Sind sie alle gefallen drüben bei Sempach, oder war ihr Schicksal ein langsames, aber sicheres Verwelken, ein Aussterben? Wir wissen es nicht. Das große Buch der Geschichte weist hier ein unbeschriebenes Blatt auf.

Einsam steht sie jetzt droben, die Burgruine, vom Tal aus ungeschen; nur wer ihre Lage weiß, mag das graue Gemäuer im Eseukleide, mit Tannen und Buchen gekrönt, erkennen. — Im Volke lebt die Sage, daß der letzte Lieler angesichts der Gefahr, die ihm und der Burg nach der Schlacht bei Sempach drohte, im Burgkeller einen Schatz vergraben hätte. Schon mancher Unzufriedene hat hier sein Glück probiert und im Burginnern seine Kreise gezogen, aber erfolglos; der reiche Schatz will sich nicht finden lassen. — Vor vielen Jahren pflügte ein Bauer in der Nähe der Burg den ovalen Stempel des Siegelringes Walthers von Lieli aus dem Boden hervor. Ein Plünderer der Burg von 1386 mag ihn, den Wert unterschätzend, weggeworfen oder verloren haben. Wohl fast als einziges Andenken des Rittergeschlechtes von Lieli befindet er sich jetzt im Museum des „Fünförtigen Vereines“. —

Josy Furrer, Baldegg.

Pater Placidus à Spescha ein Schulmann und Sprachforscher der Rätoromanen

„Heute fällt sie zusammen, die Baracke,“ so sprach Pater Spescha am Morgen seines Todes-tages, auf sich deutend, indem er seine Taschenuhr dem Kirchdiener übergab mit dem Bemerkten, er brauche diese nicht mehr. Tatsächlich war das, was an ihm sterblich war, noch am gleichen Abend, vom Totenlicht beleuchtet, aufgebahrt. Er starb am 14. August des Jahres 1833, am Vorabend des hohen Festes Mariæ Himmelfahrt, im Klosterhof zu Truns hochbetagt im Alter von 81 Jahren.

Über diesen seltenen Mann, gebürtig von

Truns, Konventualen der altehrwürdigen Fürstabtei Disentis, ist im Jahre 1913 bei Benteli A.-G. Bümpiz-Bern ein großes Werk von 500 Seiten und mit vielen Illustrationen erschienen, betitelt: „Pater Placidus a Spescha, sein Leben und seine Schriften.“ Es ist herausgegeben durch die Verfasser Dr. Vieth, Professor an der Kantonschule in Chur, Dr. Pater Karl Hager, Professor in Disentis, und unseren bekannten romanischen Dichterfürsten Pater Mauritius Carnot.

Wer dieses wunderbare Buch durchblättert und

sich in das Leben und in die Schriften dieses seltenen, originellen Mannes vertieft, wird in ihm nicht nur den Naturforscher und Geographen, Historiker und Chronisten, sondern auch den Schulmann und Förderer unserer romanischen Sprache erkennen.

Wir Rätoromanen haben in der Beurteilung unserer Sprache und unseres Volkstums immer mit einem Vorurteil zu kämpfen, das beim Nichtromanen oft angetroffen wird. Der Nichtromane sieht im romanischen Volksteil der Schweiz nur zu oft eine Volksgruppe, die zu klein ist, als daß sie, kraft ihrer Sprache, eine eigene Kultur haben könne. Sie sei zu sehr in sich abgeschlossen, als daß diese Sprache die gleiche kulturelle Entwicklung durchmachen könne und den gleichen Aufstieg haben könne, wie das in den anderen Sprachgebieten der Fall sei. Deshalb wird die romanische Muttersprache oft mehr als ein Hindernis betrachtet, das man zuerst durch das Studium einer anderen Sprache, z. B. des Deutschen, aus dem Wege räumen müsse, um sich erst so den Zugang zur allgemeinen Bildung zu erschließen. Gegen dieses Vorurteil hat schon vor beinahe 100 Jahren Pater Placidus a Spescha, einer unserer Größten, Stellung genommen und allen modernen Gegnern zum Trotz schon in der Schule für die romanische Muttersprache einen Ehrenplatz verlangt.

In seiner herrlichen Beschreibung der Landschaft Tavetsch berichtet er:

„Schule. Diese Beschwerde ist dem Kapellan von Gedrun auferlegt. Die Kinder werden in das Haus des Kapellans des Tages zweimal zugelassen und erhalten dort Unterricht im Lesen und Schreiben nach der rätsischen und lateinischen Literatur. Auch die Beneficiaten von Ruaras und Selva haben Schulpflichten auf sich; nicht selten werden zugleich auch Weltliche an entlegenen Orten dazu angestellt.“

Die Schulen nehmen ihren Anfang mit dem Wintermonat und dauern bis zum Palmsonntag (Sonntag vor Ostern).

Meines Erachtens würde diese Beschäftigung weit anständiger den weltlichen Personen beiderlei Geschlechtes, als einem Priester anstehen; denn diesem sollte man eine seinem Charakter angemessene Arbeit des Unterrichtes an die Hand geben, nämlich die Sittenlehre, Sprachen und andere Künste und Wissenschaften, und zwar nur für die männliche Jugend.

Im Gegenteil sollten betagte und gebildete Jungfrauen den Mädchen reiferen Alters in der Sittenlehre, im Kochen, Nähen, Spinnen und nicht

minder in den Umgangsformen und in der Haushaltungskunst gute Anleitung geben.

Nirgendswoher kommt das wahre Unglück als von der Unwissenheit, Unachtsamkeit und Bosheit; und will man Unglück verhindern, so muß man die Jugend — denn das Alter nimmt selten etwas an — wohl unterrichten und erziehen. Wo wahre Polizei wacht, wo kluger Unterricht der Jugend erteilt wird und wo die Menschen zu lernen und klug zu werden Lust zeigen, da ist alles Gute zu hoffen; wo aber dieses nicht der Fall ist, schlummert man in der Untätigkeit ein und wacht in der Unwissenheit und Dummheit auf.

Den Grund zu den Wissenschaften gibt die Muttersprache her, und wer darin unglehr ist, wird immer ein dummer Kerl verbleiben. Eine Sprache muß der gesittete Mensch von Grund aus kennen, und sie vollkommen beherrschen, richtig sprechen, lesen und schreiben lernen. Welche muß ihm aber natürlicher vorkommen als die Muttersprache? Wer unwissend hierin ist, baut ohne Grund.“

Aus obigem Zitate können wir uns ein Bild machen vom damaligen Stande des Volkschulwesens und zugleich die Bestrebungen auf dem Gebiete der Schule erkennen. Auch hören wir sein Urteil über den Wert der Muttersprache. Spescha meint seine Muttersprache, die damals verpönte rätoromanische Sprache. Er selber widmete viel Zeit der Erforschung und dem Studium derselben. Auf diesem Gebiete möchte ich seinen Spuren folgen und ihn als Förderer derselben darstellen.

Wie wir oben hörten, fällt Spescha kein mildes Urteil über seinen Heimatgenossen, der seine Muttersprache nicht gründlich kennt. Und doch dürfen wir nicht vergessen, daß auch Pater Placidus längere Zeit ferne von seinen geliebten Bündnerbergen verweilen mußte, und daß auch er die Notwendigkeit der Erlernung einer Fremdsprache erfahren mußte. Aber während er im Exil weilte, erwachte in ihm erst recht die alte Liebe und Begeisterung für das rätoromanische Idiom. Mit der ihm eigenen Zähigkeit forschte er draußen in Innsbruck über die Herkunft seiner Muttersprache nach und erklärte schließlich, daß er rätsche Namen, Sitten und Gebräuche gefunden habe, soweit er gekommen sei. Die Art und Weise, wie er die Namenserklärungen gibt, wird freilich nicht immer von den Sprachforschern anerkannt. Auch mit seiner Behauptung, daß die rätoromanische Sprache von der alt-tusischen Sprache abstamme, geht er wohl etwas weit. Dieses zeugt aber wenigstens für sein Schaffen und Ringen.

Als Pater Spescha wieder in seine Heimat zu seinen lieben Kameraden, wie er die Bündner-

berge zu nennen pflegte, zurückkehrte, da wollte er eine Einheitssprache für die verschiedenen Dialekte. Dabei hatte er vergessen, daß der Rhein anders rauscht als seine Schwester Albula, und daß auch der Bruder Inn seine eigene Lyrik singt. Um eine solche Idee durchzuführen, wurde Spescha um einige Jahrhunderte zu spät geboren. Die Einheitssprache stieß auf gewaltige Hindernisse. Unsere rätselhaften Berge, trozig und stark wie das Volk, das zu ihren Füßen lebt, wahren ihre Eigenart und deshalb auch die eigene Sprache in Dorf und Tal. Es ist fast unbegreiflich, wie Spescha, der sein Volk sonst so gut verstand, für die Ausführung dieser seiner Idee, die eigentlich ein totgeborenes Kind war, soviel arbeiten konnte. Was er aber von diesem langen Sprachstreit erntete, war einzig der Ruhm, ein eifriger Rätoromaner gewesen zu sein.

Wohl manchem, der die Schriften Speschas studiert, mag es auffallen, daß er zuweilen scheinbare Kleinigkeiten seine Aufmerksamkeit schenkte. Dieses dürfen wir vielleicht dem Umstand zuschreiben, daß es Pater Placidus nicht gegeben war, sein Volk durch rätoromanische Poesie oder Prosa zu erfreuen. Darum versuchte er auf andere Art und Weise, seiner verpönten Muttersprache würdige Kindesdienste zu erweisen. Er will sie durch das Schaffen origineller Zeichen interessanter gestalten. So haben wir z. B. im Romanischen einen Laut, den uns ein Nichtromaner nur sehr schwer nachmachen wird und der in der Schrift wiedergegeben wird durch das „tg“. Pater Spescha möchte, für das eigentümliche „tg“ das ç schreiben. Doch er selbst hielt sich nie an diese Schreibweise. Während sein Geist für die neue Regel kämpfte, schrieb seine Hand auf der gleichen Seite „tg“, welches dann sogleich durchgestrichen wurde.

P. Spescha war auch jener, der die zwei alten Formen des Infinitivs „fusser“ und „fuver“ ausstaubigen, uralten Truhen hervorholte, um sie wieder einzuführen. Darüber wollen wir Spescha selber sprechen lassen!

„Die unbestimmte Zeit hat etwas besonderes an sich; denn man kann sie kaum beschreiben. Sie sellte eine Zeit sein und ist dennoch eigentlich keine, allein es ist dennoch eine Zeit; denn sie kann in die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeit eingeteilt werden. Eßer heißt: sein, fover: gewesen sein, fusser: sein werden. z. B. Gut gewesen sein hilft nichts: fuver buns jüda not; gut sein hilft nichts: eßer buns jüda not. Gut werden, hilft nichts: fusser buns jüda not.“

Auf dem Gebiet der Grammatik wollte Spescha alle Unregelmäßigkeiten ausmerzen. Damit hätte er sicher den Beifall aller späteren Geschlech-

ter gefunden, die jetzt auf den Bänken des Seminars mit all diesen Unregelmäßigkeiten ihre Köpfe martern müssen. Ob er dabei wohl vergaß, daß die Sprache der „Pompaluser“, wie er sie selber nannte, dadurch etwas von ihrem Reiz und von ihrer typischen Eigenart eingebüßt hätte?

Durch die obigen Ausführungen mag vielleicht der eine oder andere der geneigten Leser den Eindruck gewonnen haben, Pater Spescha habe seine Studien über das Rätoromanische nur als gelegentliche Liebhaberei getrieben. Wohl jagte sein wildes Bündnerblut ihn bisweilen hinaus in die freie Natur und sogar bis auf die höchsten Bergspitzen hinauf, so daß die Söhne des hl. Benediktus wahrlich nicht Unrecht hatten, als sie in ihm das „enfant terrible“ sahen. Aber dem höchsten Gute seines Volkes zu Liebe versagte er sich nicht selten diese Freuden und widmete seine freie Zeit der ernsten Forschung seiner rätoromanischen Muttersprache. Über die Ergebnisse dieser Studien verfasste Spescha mehrere wertvolle Schriften, worunter wohl in erster Linie seine „Literatura Grischuna vedra e nova“ *) genannt werden darf. Mit dieser Schrift führte er sein Volk in eine neue Wissenschaft ein, nämlich in die Phonetik, und wenn er mit diesen seinen Studien auch erst in den Anfängen stand, sie zeugen doch für den scharfsinnigen Weitblick des Rätoromanen.

Eine weitere Arbeit ist betitelt: „Mussaurens coleger, scriver e raquintar en moda romontscha.“ **) Hier geht er zurück bis auf die ersten Dokumente der rätoromanischen Literatur, die aus dem 8. Jahrhundert stammen.

Es wären hier wohl noch manche seiner Werke anzuführen, die einer Erwähnung Wert wären, aber der Raum gestattet es uns nicht.

Im Jahre 1924 ehrt die Fürstabtei Disentis das Andenken des originellen Mönches, des begeisterten Freundes unserer Berge und des fühlenden Alpinisten (Pater Placidus hat im Jahre 1824 die Erstbesteigung des Tödi unternommen und ausgeführt) mit einer Granittafel im Ehrengarten zu Truns. In den Herzen seines Volkes ist sein Name tiefer eingemeißelt als auf der Steinplatte in Truns.

Die „Barade“ ist zerfallen; der Geist Speschas aber lebt fort in der Seele unserer lieben, romanischen Muttersprache. —

Anna Schwarz, Chur.

*) Alte und neue Literatur Graubündens

**) Anweisung, wie auf Romanische gelesen, geschrieben und erzählt werden soll.

Von fernen Sonnentagen

Ein Tag im Bergell! Der junge Morgen sieht uns von der Maloja scheiden; strahlend schön ist der Himmel, schon ein wenig italienisch! Wir steigen durch hohes Berggras und Gebüsch hernieder auf die oberste Talstufe; hinter uns ist das Engadin mit dem Silsersee versunken, vor uns öffnet sich das Bergell. Hier im rauhen Tal finden wir die Ruine einer gotischen Kirche, die ihre grauen Mauern aus Blumen und Gras gen Himmel reicht. Einz Zeitlang stödeln wir auf den runden Steinen der Septimerstraße, die vom Volk fälschlich Römerstraße genannt wird. Durch Dörfer wie Caccia und Vicosoprano führt uns der Weg von Talstufe zu Talstufe. Zwischen Sträuchern klimmen wir unter der Mittagssonne empor nach Soglio, dem Sitz der Salis-Soglio. Oh, dieses Nestchen! Aus einem Gewirr steinerner Häuschen ragen drei große Kloßbauten: die Salis-Paläste. Im mittlern ist die kleine Pension untergebracht, deren Wirt mit Liebe und Verständnis die Einrichtung bestehen ließ. Da sind noch die engen Stiegen, die auf einen weiten Flur führen; wir bewundern alte Waffen und Gemälde, befühlen Truhen und möchten am liebsten selber eine Nacht im Himmelbett verträumen. Und die Straßen und Gäßlein! Rumpeliges Pflaster mit schmalen Steinplatten dazwischen im ganzen Nestlein! Darüber laubenähnliche Vorbaue. Ein Dach schützt den mächtigen Brunnen, in dem man beinahe schwimmen könnte. Am Dorfende, hart am Abhang steht der Campanile, weiß und schlank. Der Südhimmel blaut in seiner ganzen Tiefe. Auf der andern Talseite wachsen die Gipfel der Bondasca-Gruppe in den Himmelsdom hinein, wunderbar umleuchtet von der Sonne. Ich werbe ganz still, wie tags zuvor im Segantini-Museum zu St. Moritz, denn ich stehe vor der strahlenden Wirklichkeit, die der große Meister mit Künstlerkraft empfunden und dargestellt hat im „Werden“ seines Triptychons. — An der wiegenden Pappel vorbei geht's und hinein in den Kastanienhain mit seinem Lichtgesimmer unter den schattigen Kronen. So steigen wir zur rauhenden Meta hinunter nach Castasegna, dem Grenzort. —

Ein dämmernder Julimorgen, ganz nah bei der Valsainte, dem einzigen Kartäuserkloster der Schweiz. Das harttönende Glöcklein bimmelt, und in unsere schlastrunkene Schar kommt Leben. Bald sind sie denn auch hinter der Klosterpforte verschwunden, die „Herren“, derweil ich auf kaltem

Stein der steigenden Sonne entgegenshaue. In den sieben Viertelstunden durchlebe ich nochmals Gruyère, das liebe, mittelalterliche Städtchen mit seinem Schloss, durch das ich mit klopsendem Herzen schritt. Da könnte ich abendelang erzählen und mich immer wieder neu begeistern; aber still davon! Hört, was mir durch Erzählung vom seltsamen Orte bekannt geworden! Mein lieber Vater hatte die Erlaubnis erhalten, mit seinen Schülern das Kloster zu besichtigen. Sie wohnten auch dem hl. Amte bei, in dem allerhand fremdartige Zeremonien vorkamen. Bei der hl. Wandlung waren sich Väter und Brüder unter die Bank; kein Läuten ertönte, nur der dumpfe Schlag eines Gegenstandes auf den Boden mahnte zur Anbetung. Durch das mächtige Geviert zieht sich ein Kreuzgang, an dem jeder Pater ein eigenes Häuschen besitzt, dazu einen kleinen Garten und einen Werkraum. Kein Name zeigt den Bewohner an, der nur durch Bibelspruch und Buchstabe bekannt wird. Durch ein Schiebfenster nimmt der Einsame das gebrachte Essen entgegen; nur selten halten alle gemeinsame Mahlzeit. Zu jedem Häuschen gehört auch eine kleine Kapelle. Still ist's in diesen Mauern; es scheint, als ob der Weltlärm hier verebbt und zurückslute. Ernst und ruhig gehen Väter und Brüder ihren Weg, einander mit langsamem Kopfnicken grüßend; um den Mund zieht sich eine tiefe Falte, vom langen Schweigen eingekerbt. Jenseits der Mauern leuchten die Voralpenberge im Sonnenglanz, hier drinnen ist Todessahnung, Todesernst. —

Warum ich das Wandern so lieb habe? Oh, es gibt mir unendlich viel! Probier's auch, gib dem Drängen in dir nach und lausche dem rauschenden Wind in den Tannen, grüße die Blumen in ihrer Farbenpracht, stehe still vor der unberührten Reinheit der Gletscher, singe mit dem drängenden, stürmenden Bach und werde stumm vor der Höhe der Berge. Da oben, so nah dem Himmel, wirst du das Kleine lieben lernen und wirst danken, jubelnd laut oder innig still, für des Herrgotts schöne Welt. Fernab vom Alltagsstaub kommt Ruhe in dich, es wächst etwas Heiliges in dir, die Lauterkeit, und alles an dir wird opfersrohe Kraft. Und wäre alles Nacht um dich, tiefe unentwirrbare Finsternis, so versuch' es doch, öffne Augen und Herz, sei ganz Kind, und du wirst dich zum Sonnenmenschen emporringen.

Klara Theiler, Luzern.

Crux de cruce

So unerschöpflich wie die Sprache des Kreuzes ist, so unergründlich sind auch die Weisheit und der Trost, die sich aus ihm ergießen. In ehrfurchtsvollem Staunen verfolge ich den geheimen Pfad desselben und seine weltbewegende Macht als Kultträger und Symbol, und vermag meinem Empfinden kaum das richtige Wort zu leihen. Unmöglich also, im Rahmen eines kleinen Auflasses auf all die geheimen Beziehungen des Kreuzes einzugehen! Was ich möchte, ist bloß ein ganz bescheidenes Beleuchten der Kreuzesidee in Natur und Kultur, im Lauf der Zeiten, im Leben der Menschen.

Die ganze Natur steht im Zeichen des Kreuzes. Man denke an den Flug des Vogels, an die oft kreuzweise angeordneten Blätter der Pflanzenwelt. Unnötig ist's, an einzelne Repräsentanten, wie Kreuzblütler, Kreuzspinne, Kreuzschnabel zu erinnern. Und der Mensch mit ausgestreckten Armen sinnbildet so recht ein lebendes Kreuz, oft auch im übertragenen Sinne!

Das religiöse Kreuz-Symbol und Werkzeug der Erlösung! Weil der Mensch sein wollte wie Gott, hüllt sich der unermessliche Gottesgeist in das Kleid des menschlichen Leides und stirbt den schmachvollen Kreuzestod! Dieser unerschöpfliche Gedanke unserer Religion ergießt sich in allen Formen und Farben in unsere Liturgie und belebt sie mit dem erhebenden Hauche einer ewig neuen Kreuzesidee.

Versetzen wir kurz den Einfluß des Erlöserholzes im Laufe der 19 vergangenen neutestamentlichen Jahrhunderte:

In alle Künste und Geistesströmungen ergießt sich sein segnender, verklärender Geist. Erinnern wir uns an dessen Offenbarung als Siegeszeichen in Konstantins Vision an der Milvischen Brücke bei Rom (312). Hoc vinci, diese Lösung durchdrang und begleitete denn auch den Siegeslauf der christlichen Lehre; es war die Lösung der Kreuzeskämpfe der folgenden Epochen, da der Kreuzesgeist die internationalen Heere der Kreuzfahrer durchdrang, welche zur Befreiung Palästinas ihr Leben in die Schanze schlugen. Doch nicht nur Krieg und Sieg war mit der Kreuzesidee verknüpft, sondern auch die kulturelle Friedensarbeit der Musen: Malerei, Plastik, Poesie. Freilich hat das antike Empfinden des tief Entehrenden und Schmachvollen der Kreuzigung in den ersten Jahrhunderten eine unverhüllte bildliche Wiedergabe gescheut, weshalb das Kreuz bald nur versteckt unter dem Bild des Ankers oder der griechischen Buchstaben T und X dargestellt wurde. Spätere Darstellungen zeigen oft ein Lamm am Kreuzesholz, oft eine reiche Aus-

schmückung durch die Symbolik von Kirche und Synagoge. Entsprechend den verschiedenen Auffassungen der Zeiten und Völker erscheinen die Kreuzendarstellungen teils symbolisch, teils grotesk verzerrt, um sich indessen in der gotischen und den nachfolgenden Zeitepochen mehr der historischen Auffassung zu nähern.

Kreuzgedanke ist Höhengedanke, erscheine er nun als fromme Kontemplation des Erlösers auf Golgotha oder als symbolische Anwendung auf alles menschliche Leid. Dieser Höhengedanke zeigt denn auch seinen kristallinen Niederschlag in manchem Werk der poetischen Muse. Man denke an die Hymnen eines Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers († 600), in der Karfreitagsliturgie, an Chamissos „Kreuzschau“, an die liebliche Sage vom „Kreuzschnabel“, poetisch verwertet von J. Moës.

Eine kurze Würdigung der Ornamentik und Heraldik belehrt uns, daß die Kreuzesform auch dieses Gebiet beherrscht, mehr als man ahnen würde — sowohl was die Form, als was den Gedanken des Kreuzes betrifft.

Doch kann der echte, katholische Geist unmöglich bei des Kreuzes Form und dessen „neutralem“ Gedanken stehen bleiben! Er muß eindringen in die Kreuzeschule, sich ausschwingen zu den Sphären, die nur großes Leid erschließt. Denn Kreuz tragen heißt Leid tragen, und was das heißt, weiß jeder Sterbliche. Aber darauf kommt es an, wie man das Kreuz trägt! Welch einen Reichtum an seelischer Schönheit vermag Gottes barmherzige Liebe in den Seelen jener zu entfalten, die das Kreuz wahrhaft christlich tragen! Mit eigener Mithilfe erst erkämpfen wir die Kreuzesgnaden, welche da einen Widerhall finden im Schillerschen Worte: „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!“

Mögen diese wenigen Gedanken, die keine Vollständigkeit beanspruchen, meine Absicht erreichen, durch das Beleuchten des vielgestaltigen Sammelbegriffes „Kreuz“ eine kleine Anregung zum tieferen Eindringen in dessen erhabene Geheimnisse gegeben zu haben! Hedwig Odermatt, Stans.

Mitteilung der Schriftleitung.

Leider konnten nicht alle eingesandten Arbeiten veröffentlicht werden. Die Auswahl wurde diesmal so getroffen, daß die ganze Nummer den Seminaristinnen zur Verfügung gestellt wurde. Die Beiträge aus Hauerive sind gesucht und sollen in der nächsten Nummer erscheinen. — Besten Dank für die vielseitige und erfreuliche Mitarbeit.